

Banting, Lenore. 1910. [ca.]. (Einiges aus meiner Krankengeschichte nach meiner Erinnerung und Beurteilung) [Lebenslauf I. u. II., Briefe]. In: Gruhle, Hans Walter. Selbstschilderung und Einfühlung. Zugleich ein Versuch der Analyse des Falles Banting. 1915. Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. 28(2/3). S. 148 – 231. Dort S. 172 – 179, 185 – 201.

## **Selbstschilderung und Einfühlung.**

### **Zugleich ein Versuch der Analyse des Falles Banting.**

Von

**Hans W. Gruhle** (Heidelberg).

Mit 1 Schriftprobe.

*(Eingegangen am 23. Oktober 1914.)*

Jeder Mensch, selbst der Ungebildete, weiß, was damit gemeint ist, wenn einer vom anderen sagt, er „verstünde“ ihn gut, oder wenn es von einer Handlung heißt, sie sei unverständlich. Jedoch schwerlich dürfte der Laie erklären können, was dabei eigentlich vorgehe, wenn sich zwei Menschen „verstehen“. Er dürfte vielleicht den Versuch machen, auseinanderzusetzen, daß damit ein „Aufeinanderabgestimmtsein“, ein Sympathisieren, ein gemeinsames Teilhaben an gleichen Wünschen, gleichen Zielen usw. gemeint sei, — doch ergibt eine kurze Überlegung, daß sich hierin das Wesen des „Verstehens“ keineswegs erschöpft. Man „versteht“ ja auch den Mörder, und ist weit entfernt, ihn sympathisch zu finden.

Es ist klar, daß man wesentlich tiefer forschen muß, wenn man das Wesen dieser verstehenden Psychologie ergründen will. Denn es handelt sich ja offenbar um eine besondere Art der Seelenforschung. Wenn etwa Münsterberg<sup>1)</sup> ausführt, wir hätten es nicht mit Psychologie zu tun, „wenn es sich um den Sinn und die inneren Beziehungen, die Bedeutung und den Wert der seelischen Vorgänge handelt“, so ist dieser Gebrauch des Wortes Psychologie natürlich eine willkürliche und kaum zweckmäßige Einschränkung. Solange man es überhaupt mit seelischen Vorgängen zu tun hat, hindert nichts, die Lehre von diesen Vorgängen als Psychologie zu bezeichnen. Innerhalb dieser Wissenschaft gibt es nun freilich sehr verschiedene Betrachtungsweisen, die streng voneinander zu sondern sind oder vielmehr voneinander gesondert werden sollten. Völlig klar zu umreißen ist eigentlich nur die erste dieser Betrachtungsweisen, die reine Deskription (Phänomenologie), die Lehre von dem, was dem Bewußtsein unmittelbar und letztlich gegeben ist. Aus der großen Fülle innerer Erfahrungen versucht dieser Wissenschaftszweig das funktionell, nicht inhaltlich Gleich-

<sup>1)</sup> Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig 1912, S. 11 u. 183.

artige herauszuzondern, von dem Wechselnden, Akzidentellen zu abstrahieren und so die Grundphänomene beschreibend festzustellen. Sobald die Phänomenologie aus dieser reinen Beschreibung des schließlich nicht weiter Analysierbaren heraustritt, sobald sie außer den Kriterien der Gleichheit oder Ähnlichkeit noch andere Gesichtspunkte, etwa der Ordnung, Verknüpfung usw. anwendet, ist sie gezwungen, diese Gesichtspunkte irgendwo anders zu entnehmen.

In der reinen Beschreibung selbst sind solche Gesichtspunkte nicht aufzufinden<sup>1)</sup>. Die Phänomenologie ist jedoch keineswegs — wie man zuweilen gemeint hat — auf das normale Seelenleben beschränkt: wenn eine krankhafte Persönlichkeit in der Gesamtheit ihres seelischen Geschehens noch intakt ist und nur einzelne abnorme Symptome produziert, so hindert nichts, daß sie durch eigene innere Erfahrung, unterstützt durch Fragen und Hinweise des Kundigen, wertvolle Beiträge zur Kenntnis krankhafter Phänomene liefert. Es braucht kaum betont zu werden, daß die Phänomenologie eine Deskription reiner innerer Erfahrung ist; mit der Beschreibung aller äußeren Merkmale, Ausdrucksbewegungen, Begleitumstände, Leistungen usw. hat sie gar nichts zu tun.

Man könnte geneigt sein, dieser reinen Beschreibung des Bestehenden die übrigen Gesichtspunkte der Psychologie als die genetischen gegenüberzustellen, umgreift damit aber nicht deren ganzen Umfang<sup>2)</sup>. Zwar bemüht sich die experimentelle Psychologie — in dem heutigen Umfange dieser Wortanwendung — vorwiegend um kausale Feststellungen: sie untersucht wie, d. h. durch welche Ursachen eine seelische Erscheinung zustande kommt, — doch teilt sie mit der übrigen Naturwissenschaft auch deren sonstige Verfahren: sie beschreibt, mißt und zählt<sup>3)</sup>. Freilich beschreibt sie anderes an den psychischen Vorgängen als die Phänomenologie. Während sich letztere, wie erwähnt, z. B. etwa für das endgültig letzte Charakteristicum anschaulicher Vorstellung (des Vorstellungsvorgangs) schlechthin interessiert, prüft die „experimentelle“ Psychologie (in der Wissensprüfung) z. B. das Vorhandensein, den Vorrat an anschaulichen Vorstellungsinhalten beim einzelnen oder bei Gruppen. Man nennt sie wohl auch die naturwissenschaftliche Psychologie, weil sie mit der naturwissenschaftlichen Forschung die Methode (nicht den Gegenstand) teilt. Versucht man, sich über den Unterschied zwischen dieser Betrachtung und der Phänomenologie gemäß der üblichen Frage klar zu werden, ob beide durch den

<sup>1)</sup> Sie sind vielmehr nur theoretischen, besonders systematischen Betrachtungen zu entnehmen, die wiederum außerempirisch begründet sind.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu auch Gruhle. Die Bedeutung des Symptoms in der Psychiatrie. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatr. **16**, 465. 1913.

<sup>3)</sup> „Messen“ ist ja nur eine besondere Form des Beschreibens.

Gegenstand oder die Methode der Forschung unterschieden seien, so ist diese Frage keineswegs kurz zu entscheiden. Zwar entbehrt die Phänomenologie der kausalen Betrachtung, teilt aber mit der naturwissenschaftlichen Psychologie die Beschreibung, und was den Stoff anlangt, so interessiert sie sich gleichsam nur für die Spitzen der psychologischen Begriffspyramiden (die Grundphänomene), während die „exakte“ Psychologie die Basen dieser Pyramiden beschreibt. Man könnte das Verhältnis beider etwa dem der rein deskriptiven<sup>1)</sup> und der erklärenden Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zueinander gleichstellen, wenn hierbei nicht wiederum dies schief wäre, daß sich die deskriptive Naturwissenschaft keineswegs auf die „obersten“, „letzten“ Begriffe beschränkt. — Wenn die experimentelle Naturwissenschaft eine Ursache „setzt“ und die sich nun hierdurch entwickelnden Veränderungen des Objekts schildert, so ahmt die experimentelle Psychologie diesen Vorgang nach. Indem sie die sich an die Ursache anschließenden psychischen Vorgänge beschreibt — etwa z. B. die Wahlreaktion auf einen Farbreiz —, so beschreibt sie einmal motorische Vorgänge (etwa die Intensität der Innervation), ferner die Zeit, die der angenommene, nicht beobachtete psychische Vorgang brauchte (die Reaktionszeit) usw., sie beschreibt aber ferner die Vorgänge, von denen die Versuchsperson zu berichten weiß, d. h. die die Versuchsperson in sich vorfand (etwa die Spannungsgefühle usw.). Die experimentelle Psychologie teilt also mit der experimentellen Naturwissenschaft hierbei nur so lange das Gebiet, als es sich um äußere Beobachtungen handelt, solche, bei denen die Versuchsperson über sich gar nichts auszusagen hat. Sobald die Aufmerksamkeit des Forschers auch noch die Selbstbeobachtung der Versuchsperson mit umfaßt, greift er in jene andere Sphäre der inneren Erfahrung mit über, er treibt Phänomenologie. Doch auch dann treibt er nicht immer Phänomenologie. Wenn man bei einfachen Assoziationsversuchen auf verlängerte Assoziationszeiten stößt und die Versuchsperson auffordert, mitzuteilen, woran sie in dieser Zwischenzeit dachte, so entnimmt sie diese Inhalte ihrer inneren Erfahrung, sie ist dabei aber nicht auf die Beschreibung der inneren Vorgänge, der Funktionen eingestellt, sondern nur auf die Inhalte ihrer Vorstellungen. — Wenn man an dieser Stelle der Erwägungen nun geneigt sein könnte, nur jene Einstellung der inneren Erfahrung als phänomenologisch zu bezeichnen, die sich auf die Form der unmittelbar erlebten Vorgänge richtet, während jene andere Selbstbeobachtung nur die Inhalte zutage fördere, so wird dieser bei den anschaulichen Vorstellungen und den gedanklichen Bewußtheiten noch leidlich aufrechtzuerhaltende Unterschied bei den Gefühlen schon sehr unsicher. Gibt es am Gefühl

<sup>1)</sup> Unter der Unterstellung, daß es eine rein beschreibende Naturwissenschaft gäbe, bzw. daß diese irgendeinen Sinn hätte.

auch eine leere Form, die nun mit speziellen Inhalten gerade so angefüllt werden kann (Trauer, Freude, Angst usw.) wie die leere Form des anschaulichen Vorstellens mit speziellen Inhalten versehen wird? Wäre die Phänomenologie also die Beschreibung dieser leeren Formen? — Aber selbst wenn sie dieses wäre, brauchte sie sich keineswegs der „experimentellen“ Psychologie gegenüberzustellen, denn man kann sich sehr wohl der inneren Betrachtung jener Formen unter experimentellen Veränderungen hingeben. Eine reinliche Scheidung jener bisher erörterten Gesichtspunkte erscheint also oft kaum möglich, es sind eben Gesichtspunkte, deren Felder sich in der Ausübung wissenschaftlicher Forschung teilweise überlagern.

Man hat das Wesen der naturwissenschaftlichen Psychologie noch anders zu treffen gesucht, indem man sie Leistungspsychologie nannte: es sei ihr Kennzeichen, nur die Ergebnisse der Funktion zu untersuchen, dieser selbst aber gleichsam aus dem Wege zu gehen. Dies ist zwar weitgehend, aber eben nur weitgehend, nicht in vollem Umfang richtig. Denn ebenso wie die allgemeine Naturwissenschaft zwar viele Vorgänge an ihren Leistungen mißt, aber doch (etwa im zeitlichen Ablauf einer Lichtbewegung oder im Verhältnis zweier Schwingungszahlen) auch die Funktionen selbst untersucht, genau so forscht auch die experimentelle Psychologie nach gewissen zeitlichen Abläufen, nach bestimmten Abhängigkeiten der Funktionen voneinander und anderen Umständen, die keinesfalls unter dem Leistungsbegriff unterzubringen sind.

Was versteht man nun unter der dritten der psychologischen Betrachtungsweisen, unter der verstehenden Psychologie? Ist deren Gebiet oder Methode streng von den zwei bisher erörterten getrennt?

Jaspers<sup>1)</sup> hat diesen Fragen neuerdings besondere Beachtung geschenkt. — Wenn er die Phänomenologie als statisches Verstehen bezeichnet, so ist dies wohl nur eine terminologische Schwierigkeit, da er in der Folge das Wort „verstehende Psychologie“ für das genetische Verstehen, d. h. für das Verstehen von Zusammenhängen vorbehält. Immerhin könnte er mit der gleichen Wortwahl auch eine innere Beziehung zwischen Phänomenologie und „verstehender“ Psychologie meinen, während dann diese Beziehung zwischen Phänomenologie und naturwissenschaftlicher Psychologie nicht bestünde. Aber auch die Existenz der letzteren wäre undenkbar, wenn nicht die beschreibende Phänomenologie zuvor die Grundlagen jeder wissenschaftlichen Verständigung geschaffen hätte<sup>2)</sup>.

Man pflegt wohl im täglichen Sprachgebrauch zu sagen, man ver-

<sup>1)</sup> Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. **14**, 160. 1913. Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1913. Besonders S. 145 ff.

<sup>2)</sup> Wenn auch nicht als ausgebaute Disziplin, so doch in den Grundzügen.

stehe einen Vorgang der Außenwelt, wenn es einem gelungen ist, seine Ursache und sonstige Determinationen aufzudecken. Im Seelischen ist nicht diese kausale Beziehung gemeint, wenn man von Verstehen spricht. Denn man erklärt es für un-,verständlich“, wenn jemand bald nach seiner Verhaftung gerade phantastische Tiere auf sich zukommen sieht, obwohl man ja in der Verhaftung die Ursache für das ausgebrochene Delir kennt. Man forscht, wenn man diese „verstehende“ Psychologie betreibt, nicht nach den Ursachen, sondern nach den Motiven<sup>1)</sup> eines Symptoms. Damit ist schon gesagt, daß es sich hier nicht um die Funktion, sondern nur um den Inhalt handelt. Es hätte keinen Sinn, danach zu fragen, ob es verständlich sei, daß jemand Wahnideen bekomme, sondern nur danach, daß jemand eine bestimmte Wahnidee bekomme. Wenn man sich nun bemüht, nach den Motiven einer Handlung<sup>2)</sup> zu fragen und sich diesen angegebenen Motiven gegenüber verstehend oder nicht verstehend verhält, — was tut man dann?

Wenn ich einen Satz verstehe, etwa den, daß  $b = c$  sein muß, wenn  $a = b$ , und  $a = c$  ist, so erlebe ich die zwingende Gültigkeit dieses Satzes: ich kann mir überhaupt nicht denken, daß es anders sein könnte. Wenn ich von zwei Dreiecken höre, daß einer ihrer Winkel gleich ist, so verstehe ich, daß dann auch die anderen Winkel gleich sein können, während ich es nicht verstehen würde, wenn jemand behaupten wollte, daß dann auch die anderen Winkel gleich sein müssen. Wenn ich also etwas Derartiges verstehe, so erlebe ich den Sinn, die Bedeutung, die Gültigkeit eines Zusammenhangs, in diesem Falle eines logischen Zusammenhangs; ich erlebe eine logische Geltung, welche an sich gilt, gleichgiltig, ob ich sie denkend vollziehe oder nicht.

Und ich erfasse einen Zusammenhang anderer Art, wenn ich es für verständlich erkläre, daß ein Verfolgungswahnsinniger sich mit Waffen versieht. Hierbei erlebe ich den Zwecksinn, ich erfasse ein Zweckmotiv, ich vollziehe einen rationalen Zusammenhang.

Doch soll hier nicht vom rationalen Verstehen, geschweige denn von logischen Geltungserlebnissen die Rede sein, hier handelt es sich um das Erfassen solcher psychologischen Momente, die keine Zweckmotive sind. Neben jenen beiden Verstehensformen steht nämlich als dritte das psychologische Verstehen, die verstehende Psychologie, als deren Aufgabe es Jaspers bezeichnet, „seelische Zusammenhänge über-

<sup>1)</sup> Im weiteren Sinne.

<sup>2)</sup> Es wird im folgenden der Kürze halber, jedoch nur als Beispiel, häufig von Motiv und Handlung als von einem sinnvollen Zusammenhang gesprochen werden. Selbstverständlich gibt es auch noch zahlreiche bedeutungsmäßige Beziehungen anderer Art. Auch wird „Motiv“ bald in weiterem, bald in engerem Sinne gebraucht werden, da diese Unterscheidung für den Zweck dieser Ausführungen unwesentlich ist.

zeugend zu begreifen“ (Zeitschrift usw. S. 160). Bei diesen Zusammenhängen handelt es sich nicht um ein zeitliches Auseinanderhervorgehen<sup>1)</sup>, nicht um eine kausale Gebundenheit, sondern um ein psychologisch sinnmäßiges Auseinanderhervorgehen, vergleichbar dem Hervorgehen eines Satzes aus seinen zwei Prämissen. Die Unterschiede von der kausalen Betrachtungsweise setzt Jaspers vorläufig hinreichend auseinander (Zeitschr. S. 161, 165 usw. und Allgemeine Psychopathologie); die komplizierten Fälle, in denen sich beide Methoden mannigfach miteinander verwickeln, haben hier außer Betracht zu bleiben; zu den folgenden weiteren Ausführungen über das Verstehen regten die Jasperschen Gedankengänge an.

Was gibt es für Prüfungen, was für Maßstäbe, um einen seelischen Zusammenhang als psychologisch verständlich zu kennzeichnen, und inwieweit fördert die Erkenntnis eines Zusammenhangs als eines verständlichen die Wissenschaft?

Offenbar ist die Frage so noch nicht richtig formuliert. Denn es „gibt“ außer dem zeitlichen<sup>2)</sup> nicht noch irgendeinen anderen Zusammenhang zwischen zwei psychischen Vorgängen, den man auf seine Verständlichkeit untersuchen könnte. Man kann aber zwei seelische Geschehen doch in einen verständlichen Zusammenhang bringen, auch wenn gar kein zeitliches Nebeneinander oder eine Succession besteht.

Vielmehr muß die Frage lauten:

Was gibt es für Merkmale, um einen verständlichen Zusammenhang — der kausale interessiert hier nicht — zu schaffen? in dem Sinne, wie man eine Geltung schafft<sup>3)</sup>. Kann man jeden psychischen Vorgang mit jedem anderen auf Sinnhaftigkeit hin konfrontieren?<sup>4)</sup> Man wird diese letztere Frage bejahen müssen: bei allen psychischen Vorgängen kann man das Problem erörtern, ob ein sinnvoller Zusammenhang bejaht oder verneint werden kann. Dabei fragt sich nur, was diese Alternative entscheidet. Hier entstehen bei der Prüfung des Einzelfalls zwei Möglichkeiten. Einmal kann mir der zu Untersuchende<sup>5)</sup> ver-

<sup>1)</sup> Deshalb ist wohl der Ausdruck genetisches Verstehen nicht sehr glücklich.

<sup>2)</sup> Gleichgültig, ob er kausal gedeutet wird oder nicht.

<sup>3)</sup> Z. B. einen mathematischen Satz „findet“.

<sup>4)</sup> Wenn in der Folge von Sinn, sinnhaft, sinnvoll die Rede ist, so ist dabei stets psychologisch sinnhaft usw. gemeint, nie logisch sinnhaft. Es wäre besser gewesen, diese Doppeldeutigkeit des Wortes „Sinn“ zu vermeiden, wenn sich nur ein anderer Ausdruck dafür dargeboten hätte. Doch reicht das sonst verwandte Wort „Verständlichkeit“, das der psychologischen Sinnhaftigkeit gleichzusetzen ist, nicht aus, da es nicht die Unterscheidung von sinnhaft, sinnlos, positiv unsinnig ermöglicht, vielmehr in „verständlich“ sowohl sinnhaft, als sinnvoll darin steckt.

<sup>5)</sup> In der Folge der Kürze halber als V. P. bezeichnet.

sichern, daß er zwischen den betreffenden zwei Vorgängen<sup>1)</sup> selbst spontan einen solchen sinnvollen Zusammenhang in sich konstatiert. Dies ist für ihn ein Moment innerer Erfahrung, das schlechterdings nicht bezweifelt werden kann<sup>2)</sup>: für ihn geht B aus A hervor, für ihn folgt B aus A. — Andererseits kann die V. P. auf Fragen einen Zusammenhang leugnen („ich weiß selber nicht, wie ich dazu komme, es ist mir unbegreiflich“) und einem vorgeschlagenen Sinn von A : B nun entweder zustimmen oder widersprechen. Es ergeben sich also die vier Möglichkeiten:

1. Die V. P. schafft den Zusammenhang<sup>3)</sup>.
2. Ich schaffe ihn, und die V. P. hält ihn für sicher gegeben.
3. Ich schaffe ihn, und die V. P. hält ihn für möglich.
4. Ich schaffe ihn, und die V. P. hält ihn für unmöglich, lehnt ihn ab.

Im ersten Falle ist A und B natürlich der V. P. bekannt. Im zweiten bis mit vierten Falle schaffe ich der V. P. erst A<sup>4)</sup> und erwarte nun, ob sich in ihr eine sinnhafte Beziehung vollzieht. Denn „Sinn“ selbst kann ich ihr nicht mitteilen, ich kann ihr nur A mitteilen und abwarten, ob sie den Sinn vollzieht. Ich kann ihr z. B. sagen: Du hast ihn gemordet (= B), weil du eifersüchtig warst (= A)<sup>5)</sup>. Sie hat an Eifersucht gar nicht gedacht, ihr war der Mord unverständlich, nun hört sie von Eifersucht (= A), sie prüft: war der psychische Vorgang (bzw. die Disposition) „Eifersucht“ in mir vorhanden; wenn ja, war sie wirksam<sup>6)</sup> oder nicht. Einen sinnhaften Zusammenhang zwischen Eifersucht und Mord kann sie nicht ablehnen, sie kann nur den sinnvollen Zusammenhang ablehnen und etwa in der Art des obigen 4. Falles entscheiden: der Sinn des Mordes war sicher nicht Eifersucht<sup>7)</sup>.

Es hieß oben: alle psychischen Vorgänge können bedeutungsmäßig aufeinander bezogen werden. Darin ist ein Irrtum also unmöglich. Kann man sich aber darin irren — d. h. hat es hier einen Zweck, von Irrtum zu reden —, wenn bei der Forschung nach dem Sinn eine solche spezielle sinnhafte Beziehung als wirksam abgelehnt wird? Ist es

1) In der Folge der Kürze halber als A. u. B. bezeichnet.

2) Über Einschränkungen dieses Satzes siehe später.

3) Sie kann ihn wiederum als „möglich“ oder „sicher“ schaffen.

4) Indem ich die V. P. auffordere, A zu beachten bzw. A mit B zu konfrontieren.

5) In der Folge wird das Beispiel Motiv—Tat als einfach beibehalten.

6) Natürlich nicht kausal, sondern motivmäßig.

7) Man beachte den Unterschied zwischen sinnhaft, bedeutungsmäßig, sinnmöglich und andererseits sinnvoll, bedeutungserfüllt, sinnwirksam, sinnerfüllt, sinnlebendig; — alles im psychologischen, nicht im logischen Bereich, doch vergleichbar dem Gelten und Fürmichgelten.

möglich, zu fragen: die V. P. lehnt diesen Sinn ab, aber irrt sie sich nicht, bestand nicht doch dieses Motiv? Und welches Kriterium ist vorhanden, um diese Frage zu entscheiden? Keines außer der allgemeinen oder persönlichen Erfahrung: in vielen Fällen gaben die V. P. diesen Sinn zu, also liegt er vielleicht auch hier vor, nur unvollzogen, unbemerkt, ein unbewußtes Motiv. Ebenso wird in allen den Fällen, in denen die V. P. nicht Auskunft zu geben vermag, oder in denen es sich um das „Verstehen“ Verstorbener (um Geschichtsschreibung z. B.) handelt, lediglich die allgemeine Erfahrung analogisch entscheiden können: Da sich bei diesem A : B-Verhältnis jenes Motiv bewußt erfahrungsgemäß soundso oft feststellen ließ, dürfte es auch hier vorliegen<sup>1)</sup>.

Und zwar handelt es sich bei der Frage des „unbewußten Motivs“ um zweierlei. Einmal suche ich in mir vergeblich nach einem A, aus dem ich B ableiten könnte, ich sage von mir selbst, ich hätte irgend etwas mechanisch, automatisch usw. getan, — wie z. B. bei den eingeübten tausendfachen kleinen Handlungen des täglichen Lebens. Sodann aber prüfe ich, ob ein vorgeschlagenes A in mir vorhanden war (als psychischer Vorgang, Konstellation usw.); finde ich es tatsächlich, so kann ich wohl die sinnhafte Beziehung von A : B zugeben („ja, ich erkenne an, daß im allgemeinen A ein verständliches Motiv von B ist“), brauche deshalb die Sinnerfüllung aber noch keineswegs zuzugeben, sondern kann trotzdem entscheiden: „zwar war A vorhanden, doch ging B bestimmt nicht aus ihm hervor.“ Sicherlich kann sich in beiden Fällen die V. P. irren: sowohl A als die A : B-Beziehung kann (als vorhanden gewesen) ihrem Gedächtnis entschwunden sein.

Wenn aber eine V. P. ein spezielles Motiv behauptet — und es ist natürlich bewußte Täuschung ausgeschlossen, — kann sie sich auch darin irren? Man wird dies verneinen müssen, insoweit es sich um einen unmittelbar erlebten Motivzusammenhang handelt. Sie vollzieht ja soeben die Sinnhaftigkeit in affirmativer Weise, sie findet in sich diesen Sinn lebendig vor, er ist ihr evident im Erlebnis. Sobald aber einige Zeit<sup>2)</sup> seit der Handlung verstrichen ist, und sofern vor allem die V. P. nicht im Momente der Tat selbst sich des Motivs bewußt war<sup>3)</sup>, kann ihr Gedächtnis sie sehr leicht trügen, und sie schiebt —

<sup>1)</sup> Hier lägen mancherlei Erwägungen über die Motivstatistik in der Kriminalpsychologie nahe.

<sup>2)</sup> Bestimmter läßt sich dies nicht fassen. Die Treue des Gedächtnisses spielt hier ebenso hinein wie die Eigentümlichkeit mancher Menschen, anders scheinen zu wollen als sie sind, nicht um zu täuschen, sondern um sich einem verehrten Vorbild, einer hochbewerteten Tat anzunähern. Bei der Verwertung von Selbstbiographien beachtet man diesen Punkt viel zu wenig.

<sup>3)</sup> Dies verwickelt das Problem noch mehr, daß jemand einen Motivzusammenhang im Erlebnis beachten, und trotzdem später vergessen kann, daß jemand aber,

geleitet vielleicht von dem unbemerkten Wunsche, aus einem bestimmten Motiv gehandelt zu haben — leicht ein A unter, welches niemals in ihr wirksam vorhanden war. Denkt man an eine Motivkonstellation im eigenen Leben zurück, die vielleicht 15 Jahre zurückliegt, so steht man ihr nicht wesentlich anders gegenüber wie dem gleichen Problem bei einer anderen Persönlichkeit. Man rekonstruiert sich die Situation aus seiner allgemeinen Erfahrung bei sich wie bei dem anderen.

Neben der allgemeinen Erfahrung — der Kenntnis psychologischer Sinnzusammenhänge, soweit ihre Evidenz jemals erlebt wurde — steht die persönliche Erfahrung jedes einzelnen Forschers. Er sagt sich: wenn bisher bei dir B erschien, so entsprang es immer A, folglich wird es wohl bei der V. P. auch so sein. Oder: wenn du diese Fähigkeiten, Neigungen, Schicksale usw. gehabt hättest, wie die V. P., und nun wäre A in dir entstanden, so wäre wohl B aus ihm gefolgt (Einführung)<sup>1)</sup>. — — Wenn oben gesagt wurde, daß es keine psychischen Vorgänge gebe, die nicht sinnhaft aufeinander bezogen werden könnten, so entsteht hier die weitere Frage, ob es nicht Vorgänge gibt, die unabhängig von aller Erfahrung psychologisch sinnhaft aufeinander bezogen werden müssen, ob es also nicht im Wesen dieser Vorgänge liegt, diesen Sinn zu erfordern. Dies ist natürlich nicht so gemeint, daß A allein, oder B allein etwas bedeuten müßten, denn ein Sinn, eine Bedeutung ist ja immer eine Beziehung. Es kann sich nur darum handeln, daß A und B, wenn sie simultan oder sukzessiv erscheinen, eine psychologisch sinnhafte Beziehung fordern, und daß man sich dieser Forderung (unabhängig von aller Erfahrung) nicht entziehen kann. Doch gehört dieses Problem den aprioristischen zu und entfällt daher aus der vorliegenden Erörterung.

Um nun zu Jaspers und der obigen 2. Frage zurückzukehren: Inwieweit fördert die Erkenntnis, die Aufdeckung verständlicher Zusammenhänge die Wissenschaft? Hier die Psychologie?

Es ist kein Zweifel, daß ich die Totalität eines Menschen erkenntnismäßig nur dann beherrsche, wenn ich ihn nicht nur allen möglichen exakten Experimenten unterwerfe, nicht nur die ihm (oder seiner Krank-

---

auch im Erlebnis nur auf das Ziel gerichtet, das Motiv vollkommen unbeachtet lassen kann, und doch später darum weiß.

<sup>1)</sup> „Einführung in fremde Persönlichkeiten“ oder „Nacherleben“ und „Sich-hineinversetzen“ im Sinne Geigers, Bericht über den IV. Kongreß für experimentelle Psychologie in Innsbruck. Leipzig 1911. S. 47. — Hier hätte auch das Problem seine Stelle, wie man sich in Angehörige nie erlebter Kulturepochen, in Genies, in Geisteskranken, in Tiere einfühlen kann. Darüber siehe auch später.

heit) etwa eigentümlichen Phänomene festzustellen trachte, sondern wenn ich vor allem seine Verhaltensweisen zum Wertbereich, seine Neigungen, Grundsätze, Motive, seinen Geschmack usw. kennen lerne. Die verstehende Psychologie fördert also zweifellos die Erkenntnis der Individualität, ja macht sie erst möglich. Über diese Individualforschung hinaus vermag die Einfühlung noch einen großen Schatz von Werterlebnissen<sup>1)</sup>, von psychologischen Sinnbeziehungen zu sammeln<sup>2)</sup>, einen Schatz, der unter dem anderen Namen der Menschenkenntnis schon von jeher sehr wohl bekannt war. Denn unter dieser verstand man ja keineswegs die Ergebnisse der experimentellen Psychologie, die individuellen Reaktionsdifferenzen, die persönlichen Aufmerksamkeits-, Gedächtnis-, Schlaftypen usw., sondern man faßte unter Menschenkenntnis das Wissen um die psychologisch sinnvollen Beziehungen beim anderen zusammen, ein Wissen, das so tief gehen kann, daß der Menschenkenner die Handlungen, Gedanken, Wertungen des anderen zuweilen sogar voraussagen kann<sup>3)</sup>.

Offenbar aber sieht Jaspers den Erkenntniswert der verstehenden Psychologie noch in etwas anderem. Jaspers meint (Zeitschrift usw. S. 166), die verstehende Psychologie könne unbemerkte seelische Zusammenhänge bewußt werden lassen: — zweifellos, dies hat sie mit allen anderen Arten psychologischer Arbeit gemein. Ferner glaubt Jaspers (S. 167) als Aufgabe der verstehenden Psychologie ansprechen zu müssen, daß sie „ganz ungewöhnliche Zusammenhänge“ aufdecke. Auch dies begegnet keinem Zweifel, denn der Forscher wird sein Augenmerk naturgemäß nicht so sehr den tausendfach vollzogenen Sinnzusammenhängen schenken, sondern vielmehr den seltenen Fällen, den Besonderheiten sich zuwenden, um dadurch den Vorrat der von ihm selbst schon erlebten Bedeutungsverknüpfungen zu vermehren. Endlich hält Jaspers es für die Aufgabe der Einfühlung, die „verständlichen Zusammenhänge aus psychotischen Zuständen, die zunächst nur verworren zu sein scheinen“, herauszuschälen (Zeitschrift S. 167).

Hierbei empfiehlt es sich, zu den oben aufgestellten Unterscheidungen zurückzukehren. Es kann sich einmal darum handeln, daß der Erkrankte noch gleichsam über einen intakt funktionierenden psychischen Mechanismus verfügt, und daß er nur an krankhaften Einzelvorgängen leidet. Wenn er zwischen diesen A und B nun einen sinnvollen Zusammenhang vollzieht, so ist dieser, wie oben erörtert wurde, nicht anzweifelbar, er ist evident<sup>4)</sup>. Und

<sup>1)</sup> Es handelt sich hier natürlich immer nur um die Werterlebnisse, nicht die Werte selbst.

<sup>2)</sup> Natürlich nur soweit sie Erlebnisse sind.

<sup>3)</sup> L. Klages (Prinzipien der Charakterologie. Leipzig 1910, S. 4) nennt sie „seelenkundige Weisheit aller Zeiten und Völker“.

<sup>4)</sup> Die Einschränkungen siehe später.

ebenso kann man, indem man diesem Kranken nun eine Reihe sinnvoller Zusammenhänge vorschlägt<sup>1)</sup>, seine eigene Entscheidung herbeiführen. Entscheidet er sich jedoch nicht für einen bestimmten Sinn, so kann man auf Grund der allgemeinen Erfahrung oder persönlicher Einfühlung ihm irgendeinen Sinn, etwa ein Motiv, substituieren, das dann freilich nie als erwiesene, nur als mögliche Voraussetzung seines Handelns angesehen werden kann. Kurz, es liegt bei diesem Kranken in dieser Hinsicht genau der gleiche Fall vor, wie bei einem Gesunden. Anders verhält es sich aber mit einem „völlig“ Kranken, einem geistig, d. h. in seinem psychischen Gesamtmechanismus Gestörten. Wenn dieser Psychotische einen sinnvollen Zusammenhang zwischen zwei seiner Vorgänge spontan erlebt und uns diesen „Sinn“ mitteilt, so mag es leicht geschehen, daß wir diesen Zusammenhang nicht als sinnvoll vollziehen können. Wenn ein Schizophrener etwa behauptet, er habe seine Frau aus Freude am Leben umgebracht, so vermag man diesen Zusammenhang als sinnvoll nicht zu verstehen, man lehnt ihn ab. Und doch ist für den Kranken dieser Zusammenhang evident. Auch hier hat man nicht das Recht zu behaupten, der Kranke irre sich, Evidenz und Irrtum schließen sich aus. In der Ablehnung einer vorgeschlagenen Sinnhaftigkeit kann sich die Versuchsperson irren (unbewußtes Motiv), in der Behauptung einer Bedeutung kann sie sich nicht irren. Der Psychotische also hat Recht mit seinem Bedeutungserlebnis, der Normale aber kann dieses nicht vollziehen, er kann sich nicht einfühlen, er erklärt diesen vom Kranken behaupteten Sinn für keinen Sinn, vielmehr für Unsinn. Dabei lehnt der Normale nicht die Sinnhaftigkeit ab, sondern die Sinnerfüllung. — Man darf sich dabei durch den Gebrauch des Wortes „Unsinn“ nicht verwirren lassen. Wenn man z. B. von einer unsinnigen Handlung redet, so meint man damit meist eine Handlung ohne Zwecksinn, oder ohne auffindbaren Sinn usw. Eine genauere Nachforschung ergibt dann oft, daß die Tat doch verständlich motivbestimmt, also rational oder psychologisch sinnvoll war. Etwas anderes ist der eben erwähnte „Unsinn“; hierbei handelt es sich um einen vom Kranken behaupteten, aber vom Normalen nicht vollziehbaren Sinn. Hier hört, wie der Sprachgebrauch lautet, eben die „Verständigung“ auf. Vielleicht hat der Schizophrene sein besonderes System von psychologischen Sinnvorgängen, vielleicht könnte er sich — wenn dies auch nie nachgewiesen wurde — mit einem anderen Schizophrenen auf Grund einer gemeinsamen Umwertung aller psychologischen Werte „sinnvoll“ verständigen<sup>2)</sup>. Aber es gibt noch eine andere Form des Unsinn, der hier in der eben umschriebenen Form als posi-

<sup>1)</sup> Im Prinzip kann man sie auch ad hoc erfinden.

<sup>2)</sup> In der Freudschen Aufstellung allgemein gültiger Symbolbedeutungen liegt ein Hinweis hierauf.

tiver Unsinn bezeichnet werden möge (während das Fehlen des Sinnes als negativ zu benennen wäre). Die Annahme lautete nämlich bisher, zwei an sich vollziehbare, d. h. phänomenologisch wohlbekannte Vorgänge A und B, seien positiv unsinnig verbunden worden. Nun kann es aber auch so liegen, daß A oder B selbst unvollziehbar ist, d. h. daß es sich um eine für den Kranken evident sinnvolle Beziehung handelt, die der Normale nicht vollziehen kann, da ihm das eine der beiden Phänomene ganz unbekannt ist. Z. B. kann für den Kranken ein Gefühl sinnvoll aus einem Gedanken hervorgehen. Den Gedanken kann der Normale vielleicht vollziehen, das Gefühl aber ist ihm unbekannt, denn alle die Worte der gemeinsamen Sprache, die der Gesunde dem Kranken vorschlägt, werden von diesem abgelehnt: es ist ein Gefühl, für das die Sprache keinen Ausdruck hat, es ist eben, wie ein Kranker zu sagen pflegte, „Ibam“. Die Sinnbeziehung zwischen dem Gedanken A und Ibam ist also für mich schlechtweg unvollziehbar, da ich Ibam nicht kenne. Der Kranke freilich behauptet den Sinn. Auch hier liegt also eine positive Sinnlosigkeit vor, und es bedarf nun nicht mehr vieler Worte, um auseinanderzusetzen, daß A und B mir phänomenologisch unbekannt sein können, daß auch dann also eine Verständigung nicht möglich ist. — So entstehen drei Formen einer positiven Unsinnigkeit:

1. Die Phänomene sind abnorm<sup>1)</sup>, die Sinnbeziehung ist gehörig.
2. Die Phänomene sind abnorm, die Sinnbeziehung ist abnorm.
3. Die Phänomene sind normal, die Sinnbeziehung ist abnorm.

Nur im dritten dieser Fälle, nur wenn die Phänomene normal = bekannt sind, wird sich das Pathologische auf die Sinnbeziehung wenden lassen, in den anderen beiden Fällen bleibt es unanalysierbar, ob das Sinn- und Bedeutungserlebnis selbst gestört ist<sup>2)</sup>.

Nach diesen Erwägungen sei noch einmal auf das Jaspersche Postulat zurückgegriffen: aus psychotischen Zuständen, die zunächst nur verworren zu sein scheinen, die verständlichen Zusammenhänge herauszuschälen. Dabei entsteht die Frage, welche psychischen Vorgänge des Kranken soll man denn sinnmäßig aufeinander beziehen? Meint Jaspers etwa so: man will das Symptom B bei dem Kranken daraufhin untersuchen, aus welchem A es sinnvoll abgeleitet werden kann. Dabei werde ich naturgemäß den Kranken, sofern das möglich ist, nach dem eigenen Sinnerlebnis fragen und das mir mitgeteilte prüfen, ob ich diesen Sinn ebenfalls vollziehen kann oder nicht. Sicherlich kann ich die so vom Kranken behaupteten und von mir nacher-

<sup>1)</sup> Qualitativ natürlich.

<sup>2)</sup> Hier hätte die Erörterung über die Sinnlosigkeit als Kriterium der Krankhaftigkeit ihre Stelle. Darüber siehe unten.

lebten Zusammenhänge aus dem Gesamtbild der Symptome heraus-schälen. Oder aber ich selbst kann (abgesehen von den Mitteilungen des Kranken) mit den Symptomen ein freies Bedeutungsspiel beginnen und ihnen aus eigener oder aus allgemeiner Erfahrung frei schaffend, einen allgemeinen Bedeutungsgrundriß unterlegen. Dann stellen sich freilich nur Sinnmöglichkeiten, nicht Sinnwirksamkeiten, geschweige denn Sinnerlebnisse heraus.

Ich habe einen Kranken vor mir, dessen schwermütiger Gesichtsausdruck seine tiefe Niedergeschlagenheit verrät; er verweigert die Nahrung; von Zeit zu Zeit verläßt er das Bett, tritt zum Fenster und macht eine eigenartige Bewegung, flüstert etwas Unverständliches und sucht das Bett wieder auf. — Bemühe ich mich, diesen Zustand zu verstehen, mich einzufühlen, so werde ich etwa folgendermaßen verfahren: Wäre ich selbst so traurig, daß mir das Leben leid wäre, so würde ich vielleicht auch nicht mehr essen. Vielleicht ißt H. deshalb nicht? Ich frage ihn, und er antwortet leise, er äße nicht, weil es zuviel koste. Ich habe einen verständlichen Zusammenhang fälschlich vermutet, er nennt mir einen anderen, dessen Sinn ich sehr wohl vollziehen kann. Aber warum mag er immer am Fenster diese gleiche eigenartige, doch einförmige Bewegung ausführen? Ich frage ihn: er redet vorbei. Es ist nicht möglich, etwas Sicheres zu erfahren. Ich gehe von der Bewegung aus, betrachte sie genau: sie scheint keine Ausdrucksbewegung zu sein und auch keinen Zweck zu haben. Ich kann sie nicht „verstehen“. Ich weiß aus meiner Erfahrung, daß ich solche Bewegungen zuweilen bei Halluzinanten sah, die mir als Sinn der Bewegung nannten: sie vollführten einen durch Stimmen ihnen eingegebenen Befehl. Ich frage H., ob es bei ihm auch so sei — ich erhalte keine Antwort. — Ich erinnere mich, Leute gekannt zu haben, bei denen eine ursprünglich zweckmäßige Bewegung (z. B. ein Abschütteln beider Arme, um die eingebildeten, darauf haftenden „Schleuderblitze“ zu beseitigen) im Laufe der Jahre immer abgekürzter, immer angedeuteter wurde, bei denen diese (schließlich ganz korrupte) Bewegung noch bestand, als die Kranken selbst den ursprünglichen Zwecksinn ganz vergessen hatten. — Ob wohl hier bei H. eine solche „symbolische“ Bewegung vorliegt? Er gibt keine Auskunft: ich habe nun die Wahl, mich für eine der sich mir anbietenden Sinnmöglichkeiten zu entscheiden, wenn ich die eigenartige Bewegung deuten will.

Und so wird es mir bei jeder Analyse bzw. Deutung eines psychischen Verhaltens gehen: ich werde erhalten:

I. Die vom Kranken spontan angegebenen Sinnzusammenhänge, darunter:

A. Die von mir affirmativ vollziehbaren; diejenigen, die ich kenne oder die mir „einleuchten“; die sinnvollen.

- B. Die von mir als sinnm6glich erlebbaren; die sinnhaften, deren Sinn ich selbst aber nie erlebte; in die ich mich auch „nicht recht“ einföhlen kann.
  - C. Die von mir negativ vollziehbaren; diejenigen, deren Sinnhaftigkeit ich zugeben, deren Sinnerfüllung ich leugnen muß: „Ich finde da keinen Sinn.“
  - D. Die von mir überhaupt nicht vollziehbaren, bei denen es Unsinn ist, überhaupt von einem Sinn zu sprechen.
- II. Die von mir vorgeschlagenen und vom Kranken angenommenen Sinnzusammenhänge.
- III. Die von mir (auf Grund allgemeiner oder persönlicher Erfahrung) konstruierten Sinnzusammenhänge, zu denen der Kranke keine Stellung nimmt.

Wenn man im Auge behält, daß man sich ja bemühen will, das Krankhafte im Seelenleben verstehend zu untersuchen, so erhellt leicht, daß I A und II. sich nicht auf das spezifisch Krankhafte erstrecken können, denn es sei hier nicht, wie oben, der Fälle gedacht, bei denen die Vorgänge selbst abnorm sind<sup>1)</sup>, sondern nur jener, bei denen der Zusammenhang pathologisch erscheint. Dies ist aber bei I A und II nicht der Fall. Ich würde, wenn ich diese Zusammenhänge herauschälte, nur gleichsam das noch Gesunde vom Krankhaften sondern<sup>2)</sup>. Auch bei I B erreiche ich noch nicht eigentlich das Gebiet des Abnormen; ich höre hier von Zusammenhängen (wie oft im täglichen Leben) bei Menschen, die ich „nicht so recht verstehe“, mit denen ich „nicht recht mitkann“, die mir „nicht ganz klar sind“<sup>3)</sup>, ohne daß ich doch etwas Pathologisches aufzuzeigen vermöchte. In dessen Bereich trete ich erst ein<sup>4)</sup> (I C), wenn ich einen Zusammenhang nennen höre, der für mich des Sinnes entbehrt oder (I D) bei dem es sinnlos ist, von Sinn zu reden. Wenn eine Kranke in einen trüben, finsternen Novemberabend hinaussieht und plötzlich von selbst sagt: „Die Sonne sticht und strahlt“ und dies auf Fragen mit den Worten begründet: „Der Gegensatz macht mir Freude“, so habe ich Fall I C; — antwortet sie: „Sie haben blonde Haare“, so liegt I D vor. Erhalte ich aber überhaupt keine Auskunft, so liegt, wie schon erwähnt, die Möglichkeit der analogischen Deutung aus der allgemeinen oder persönlichen Erfahrung vor (Fall III). Ich

<sup>1)</sup> Selbstverständlich ist auch eine Untersuchung möglich und interessant, welche sinnhaften Beziehungen zwischen abnormen Phänomenen bestehen, doch kommen hierbei nur gradweis abnorme Phänomene in Betracht.

<sup>2)</sup> Dabei bliebe freilich die Frage noch offen, ob bei Annahme der Umgrenzung des Krankhaften als des vom Durchschnitt erheblich Abweichenden es nicht doch so seltene und ungewöhnliche Zusammenhänge (gemäß I A und II) gäbe, daß sie eben wegen dieser Seltenheit als krankhaft bezeichnet werden müßten.

<sup>3)</sup> Mißverhältnis zwischen Motiv und Tat.

<sup>4)</sup> Vgl. aber später die Einschränkungen.

kann aber auch, abgesehen von dem selbst erlebten oder von anderen mitgeteilten Sinn, einen solchen konstruieren, erfinden.

Obwohl ich nie eines Generals Aufgaben zu erfüllen hatte, ja auch des näheren nicht einmal kennen lernte, vermag ich mich doch in eine solche Stellung hineinzusetzen; — obwohl ich niemals die Bekanntschaft eines Negers gemacht habe, glaube ich doch, seine Art „verstehen“ zu können; — obwohl ich nicht einmal griechischen Boden betrat, geschweige denn viele Werke griechischer Kultur im Original kenne, meine ich doch, mich in einen Hellenen des 5. Jahrhunderts einfühlen zu können. Ich kenne in solchen Fällen aus meiner Erfahrung eine große Zahl der Bedingungen, der Umstände, der Voraussetzungen (wenn auch nicht ihre Zusammenordnung) und glaube nun, indem ich mir alle diese Momente als in mir wirksam denke bzw. vorstelle, mich theoretisch so verhalten zu können, wie sich ein Grieche verhielt. — Im Fall des psychisch Gestörten ist es umgekehrt: ich sehe sein Verhalten und glaube, indem ich mir vorstelle, ich würde mich unter diesen besonderen Umständen befinden und dieses Verhalten produzieren, nun zurück-schließen zu können, aus welchen Sinnzusammenhängen, welchen Motiven denn dies Verhalten, hätte ich es betätigt, bei mir entsprungen wäre. Aber gerade, indem ich dies tue, nehme ich normale Sinnbeziehungen an: in solche, die qualitativ abnorm und mir also unbekannt sind, ist eine Einfühlung ja unmöglich. — Insofern mir der Kranke nicht hilft, werde ich also ein Spiel normaler Sinnbeziehungen beginnen, werde vielleicht in diesem Spiel einen „höheren“ Sinn, eine psychologische Folgerichtigkeit hineinzuverlegen versuchen und werde aus alledem schließlich das gewinnen, was ich meine „Auffassung“ des Kranken nenne. Schon dies Wort legt den Vergleich mit der „Auffassung“ eines Stückes Natur im künstlerischen Schaffen nahe: es ließen sich in der Tat tiefgehende Beziehungen zwischen beiden Verfahren aufspüren.

Was verstehe ich denn unter der Auffassung, die ich von einem anderen habe?

Kenne ich alle Eigenschaften, Wertungen, Neigungen und Triebe des anderen, vermag ich seine Bedingungen, seine Herkunft, seine gesellschaftlichen und beruflichen Bindungen usw. zu überblicken, so rundet sich mir das Bild von dem anderen — wie man wohl zu sagen pflegt — immer mehr ab. Ich glaube ihn dann zu „kennen“, vielleicht so gut zu kennen, daß ich voraussagen kann: in jener Lage würde er sich soundso verhalten. Bestätigt nun ein langjähriges Zusammenleben meine Erwartungen, nimmt auch die Entwicklung des anderen einen Verlauf, den ich vorausgesehen habe, so befestigt sich in mir die Überzeugung: ich habe ihn „richtig“ aufgefaßt, meine Auffassung von ihm sei „richtig“. Wie steht es aber mit meiner Auffassung

des anderen, wenn dieser von sich selbst eine andere Auffassung hat? Wenn er mir „das Recht“, die „Richtigkeit“ meiner Auffassung bestreitet, wenn er ihr eine eigene andere gegenüberstellt? Wer hat dann „Recht“? Das heißt: wessen „Auffassung“ nähert sich mehr der Wahrheit? Muß nicht jeder von sich selbst am besten Bescheid wissen, sich selbst am besten kennen? Und muß daher nicht jede Selbstbeschreibung, jede Autobiographie — sofern sie größter Ehrlichkeit entspringt — die lautere Wahrheit enthalten, soweit sie auf das eigene Ich gewendet ist? Es ist leider nicht so: die Quelle der Selbsterkenntnis ist durch mancherlei Beimengungen getrübt, auch fließt sie oft spärlich. Einmal besitzen viele nicht die intellektuelle Potenz, sich selbst überhaupt zu einem Gegenstand fruchtbringender Reflexion zu machen: in dem gleichmäßigen Fluß des bisher verfloßenen Lebens zeigten sich ihnen nirgends feste Beziehungen, nirgends Regeln und beharrliche Verknüpfungen; in jedem Moment des Lebens anders geartet<sup>1)</sup> — sofern sie sich mit dem vorausgehenden Moment vergleichen — vermögen sie nie abstrahierend zu einer Konstanten vorzudringen (Künstlerautobiographien). — Anderen ist diese Fähigkeit an sich gegeben, doch treten Störungen auf: viele haben von menschlichem Sein und menschlichen Zielen bestimmte Ideale und gestalten sich bei der Selbstbeschreibung nun im Sinne dieser Forderungen um, sie unterschlagen unbewußt Entgegenstehendes und ändern Entsprechendes im Sinne dieser Wünsche ab; sie schildern nicht das, was sie sind, sondern sie schildern, was sie sein möchten. Wieder andere, pessimistisch Eingestellte (Melancholiker), kehren, in Weltanschauung oder Stimmungen befangen, das ihrer Meinung nach „Schlechte“ an sich selbst hervor; sie schwelgen darin, dasjenige herauszustellen, was sie, ihren Wertungen folgend, für Kleinlichkeit, Schwächen, Laster usw. halten (Selbstschilderungen in der Strafhafte). Wenn man endlich noch derer gedenkt, die unabhängig von ethischen Normierungen, das an sich Interessante, Merkwürdige, vom Durchschnitt Abweichende, hervorheben, so muß man sich bewußt bleiben, nur einen Teil derjenigen Motive beschrieben zu haben, die eine „wahrhafte“ Selbstschilderung verhindern<sup>2)</sup>. — Versagt also die Selbsterkenntnis des anderen als Maßstab meiner Auffassung von ihm: welche Kriterien gibt es dann für die Richtigkeit der Beurteilung einer Persönlichkeit in ihrer Totalität?

Es gibt solche Kriterien nicht. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß bestimmte Eigenschaften, Neigungen, Triebe usw., kurz bestimmte Persönlichkeitskonstituentien sich zusammengeordnet häufiger vorfinden, als andere. Ein sensibler, weicher, differenzierter, zum Sentimen-

<sup>1)</sup> Ribots Les amorphes.

<sup>2)</sup> Hierüber an anderer Stelle mehr, gelegentlich einer ausführlichen Darstellung des Wertes der Selbstbiographie als Quelle psychologischer Erkenntnis.

talischen neigender Charakter wird erfahrungsgemäß häufiger eine passive Natur sein als eine aktive energiegeliche Persönlichkeit; ein lebhafter, unruhiger, immer nach Neuem begieriger Kopf voll Tatkraft und Unternehmungsgeist wird erfahrungsgemäß häufiger frei von den Hemmungen des Gemüts sein als ein rückwärts gewandter Träumer. Kurz, die Erfahrung stellt gewisse Häufigkeitstypen heraus, nach denen sich der Charakterologe im einzelnen Falle eher zu richten geneigt ist, ehe er an absonderliche, seltene, kaum erlebte, nur vom Hörensagen bekannte Verknüpfungen denkt. Aber meine Auffassung eines Menschen als eines mir bekannten Häufigkeits- bzw. Durchschnittstypus, kann freilich jedem einzelnen gegenüber irren. Es bleiben nur zwei Momente als Hinweise auf die Richtigkeit meiner Auffassung eines anderen übrig: einmal der Consensus plurium, sodann die sogenannte Einheitlichkeit oder innere Harmonie, das Zwingende einer Auffassung. Wenn sich herausstellt, daß die Mehrzahl eines Kreises um einen Lebenden, der Historiker um einen Verstorbenen die gleiche Auffassung von der in Frage stehenden Persönlichkeit haben, dann mag dies vielleicht ein Hinweis darauf sein, daß diese Auffassung, diese Beurteilung das „Richtige“ traf, d. h. der Realität entsprach. Aber wie oft hat sich die Allgemeinheit in einer solchen Auffassung getäuscht, wie oft haben etwa später bekannt gewordene Memoiren das Bild, das sich eine Zeit von einer Persönlichkeit machte, umgestoßen! — Und was den anderen Maßstab betrifft, die Einheitlichkeit, die überzeugende Kraft einer Auffassung: worin besteht diese?

Es ist kein Zweifel, daß manche Zusammenordnungen bestimmter charakterologischer Einzelzüge zu einem Gesamtbilde einheitlich erscheinen, daß die Hinzufügung irgendeines neuen Zuges vielleicht als unpassend, störend, nicht hergehörig beurteilt wird. Worin besteht nun diese Einheitlichkeit? Man darf nicht vermuten, daß es nur die Häufigkeit des Erlebnisses, der Erfahrung ist, daß man also nur den Durchschnittstypus als einheitlich einzuschätzen geneigt ist. Man spricht wohl von einer psychologisch folgerichtigen Auffassung dann, wenn sich keine Gegensätze (kontradiktorischer Art) eindrängen. Wenn es mir z. B. gelingt, die Persönlichkeit in allen ihren Äußerungen und Handlungen etwa auf das Moment der Passivität zu bringen, wenn ich nachzuweisen vermag, daß sie niemals aus freiem Antrieb ihr Leben selbsttätig gestaltete, sondern sich stets von ihrer Umgebung schieben ließ, nur gezwungen einen Entschluß faßte, allen Entscheidungen möglichst aus dem Wege ging, nie etwas produzierte, vielmehr allein in der Beschaulichkeit und Rezeption ihre Befriedigung fand usw., so wird man mir vielleicht zugestehen, daß meine Auffassung dieser Persönlichkeit einheitlich ist. Und wenn es sich ferner herausstellt, daß sich im Leben dieses Menschen nichts aufzeigen läßt, was dieser

meiner Einfühlung widersprüche, so ist man vielleicht geneigt, meine Auffassung als zwingend anzusehen. Es spricht in der Tat insofern viel für sie, d. h. es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß sie sich der Wirklichkeit nähert, als es kaum einem anderen gelingen dürfte, die Gesamtindividualität des gleichen Menschen nun gegensätzlich aus der Aktivität heraus psychologisch zu erklären. Aber es wird immer Beobachter geben, die das genannte Moment der Passivität als verschwommen, unklar oder als unwichtig, unwesentlich usw. bezeichnen und sich nun ihrerseits bemühen, die gleiche Persönlichkeit auf eine andere charakterologische Formel zu bringen, wiederum mit dem Anspruch, ihre Auffassung als „die“ Auffassung, als zwingend, gelten zu lassen. Und zumal in den Fällen, in denen die Kenntnis oder Überlieferung lückenhaft ist, und es sich um sogenannte widerspruchsvolle Charaktere handelt, werden gleichzeitig mehrere Auffassungen von der gleichen Individualität bestehen, oder es werden in der Geschichtswissenschaft je nach dem Fortschritt in der Kenntnis von Quellen oder nach den geistreichen Einfällen neuer Forscher mancherlei Einfühlungen einander ablösen<sup>1)</sup>. Immer wird sich jene Auffassung am besten behaupten und sich des meisten Beifalls erfreuen, die nicht jede einzelne Äußerung, jede Tat der betrachteten Persönlichkeit aus einzelnen Zügen zu verstehen sucht, sondern einen übergeordneten psychologischen Gesichtspunkt entdeckt, der möglichst viele Zusammenhänge verständlich zusammenfaßt. Jene eigenartige Überzeugung, daß manche Charakterzüge zueinander „gehören“, während andere ihnen irgendwie entgegengesetzt sind, beruht wohl meist auf dem eigenen, d. h. auf dem aus eigener Erfahrung stammenden Erlebnis, daß diese Züge phänomenologisch durch ein gemeinsames Etwas, sei es einen gemeinsamen Gefühlston, eine gemeinsame Tendenz, eine gemeinsame Einstellung, Strebung oder was immer zusammengefaßt sind; ein Gemeinsames, das man dann als übergeordnet, als „höheren“ verständlichen Zusammenhang anzusehen geneigt ist. Häufig ist freilich dieser Zusammenhang zweiter oder höherer Ordnung noch nicht namhaft zu machen; er ruht, einer begrifflichen Formung noch nicht zugänglich, doch erlebt in uns, ähnlich wie wir zwischen den Werken zweier Künstler oft etwas Gemeinsames entdecken, ohne daß die Sprache es näher zu formulieren vermag.

Mag aber in diesem Sinne eine Einfühlung, eine Auffassung noch so einleuchtend, noch so zwingend sein, es ist zu erwarten, daß sie von einer noch mehr einleuchtenden, noch stärker zwingenden abgelöst wer-

<sup>1)</sup> Nicht auf Einzelcharaktere, sondern auf die verständlichen Zusammenhänge innerhalb einer Gruppenpsyche in der Geschichte beziehen sich die hierhergehörigen Beispiele Simmels aus dem I. Kapitel seiner „Probleme der Geschichtsphilosophie“, Leipzig 1892, so von Robespierre und den Hebertisten.

den kann. Und die Historiographie dürfte leicht Beispiele liefern, bei denen die spätere der früheren Auffassung sogar fast kontradiktorisch entgegengesetzt war.

Diese letzteren Ausführungen scheinen nur eine Abschweifung vom Thema zu sein, denn auch in der Erfassung krankhafter Persönlichkeiten muß man sich den gleichen Erwägungen hingeben, steht man vor der gleichen Schwierigkeit. Ja selbst zwei Forscher, die nicht nur gleich große Erfahrung besitzen, sondern ihr Erfahrungsmaterial auch nach den gleichen Gesichtspunkten zu ordnen pflegen, werden in der Erfassung, im Verstehen des Einzelfalls oft weit voneinander abweichen; jeder wird seine Einfühlung verteidigen, und dabei mag es leicht geschehen, daß die Hörer je nach ihrer Einstellung die eine oder andere Auffassung für zwingend halten: eine endgültige Entscheidung ist nicht möglich.

Überall dort aber, wo man sich nicht einfühlen, einen psychologischen Sinn nicht vollziehen kann, wird man geneigt sein, eine krankhafte Beziehung zu vermuten; man wird schließlich das Fehlen einer sinnhaften Beziehung zum Kriterium des Krankhaften machen. In der Tat neigt der Laie zu dieser Meinung: eine motivlose Handlung, ein zweckloses Verbrechen „muß krankhaft sein“. Es besteht hier die gleiche große Gefahr, wie beim Kunstbetrachter. Kommt eine neue Richtung in der Kunst auf, d. h. werden neue ästhetische Sinnzusammenhänge vollzogen, so ist das Publikum geneigt, diese moderne Richtung als krankhaft zu bewerten, ja zu tadeln. Ein Psychiater glaubte sich berechtigt, sich eine Sammlung von Kunstblättern anzulegen, und als pathologisch zu demonstrieren, nur weil er sie nicht verstand.

Ebensowenig wie in der Kunstbetrachtung die Meinung des einzelnen oder einer Vielheit, ein Kunstwerk sei unverständlich, ein Kriterium für seine Krankhaftigkeit abgeben kann<sup>1)</sup>, so ist es in der Psychiatrie unmöglich, das Fehlen einer Sinnbeziehung als Anzeichen pathologischen Geschehens, — die Unmöglichkeit, sich einzufühlen, also als Merkmal der Krankhaftigkeit anzusprechen<sup>2)</sup>. Vielleicht muß man hierbei zwischen den zwei obigen Fällen I C und I D unterscheiden. Denn solange ich die Sinnhaftigkeit noch zugeben muß, ohne den Sinn vollziehen zu können, werde ich viel eher an die Möglichkeit glauben

1) Wobei noch vorausgesetzt ist, daß es überhaupt möglich ist, den Begriff der Krankhaftigkeit auf ein Kunstwerk anzuwenden, ohne auf seinen Schöpfer zurückzugreifen. — Man beachte, daß die Heranziehung des Verstehens ästhetischer Sinnzusammenhänge hier nur bildlich, vergleichsweise erfolgt; es wurde nicht übersehen, daß es sich hierbei nicht um psychologische Sinnhaftigkeiten handelt.

2) Selbstverständlich kann umgekehrt etwas krankhaft sein, obwohl ich mich einfühlen kann. — Auch sei betont, daß hier nur von Einfühlung, nicht von rationalem Verstehen die Rede ist.

können, die Schuld liege an mir: ich vermöge infolge meiner mangelhaften Erfahrung, meiner beschränkten Einföhlungsfähigkeit den Sinn nicht zu erleben. Und zumal wenn ich höre, daß ein anderer Beobachter den mir nicht zugänglichen Sinn seinerseits verstehen kann, werde ich in der Einschätzung des verstehbaren Zusammenhanges als eines krankhaften äußerst vorsichtig sein<sup>1)</sup>. Auch hier lehrt die Historie wieder, wie ihrerzeit unverstandene Persönlichkeiten von den Nachgeborenen sehr wohl verstanden und als alles andere eher denn als krankhaft eingeschätzt worden sind. Wenn ich dagegen einen vom Untersuchten angegebenen Motivzusammenhang als positiv unsinnig erklären muß, und es mir also nicht einmal gelingt, die Möglichkeit einer sinnhaften Beziehung, geschweige denn einer Sinnvollendung einzusehen, so wird mir der Gedanke naheliegen, diesen Zusammenhang als „sicherlich abnorm“ zu erklären. Aber auch hier entstehen Bedenken. Denn es ist nicht so selten, läßt sich zum mindesten in einzelnen Fällen erweisen, daß das vom Psychotischen angegebene, positiv sinnlos erscheinende Motiv einer Handlung gar nicht sein Motiv war, das heißt, daß aus ihm gar nicht seine Tat erwuchs. Er hat nicht die Absicht uns anzulügen, noch sein Motiv zu verbergen, doch ist seine jetzige Selbstbesinnung auf sein Motiv gehindert, oder im Moment der sprachlichen Formulierung seines richtig intendierten, wahren (d. h. wirksam gewesenen) Motives tritt eine Störung dieser Mitteilung ein, so daß ihm ein querkommender Gedanke die Intention durchkreuzt, und er nun etwas Unbegreifliches nennt<sup>2)</sup>. Wir glauben aus seiner queren Antwort einen positiv sinnlosen Zusammenhang erschließen zu dürfen und müssen bei genauerem Zusehen vielleicht nur eine Störung des Motivierens, nicht des Motives erkennen. — Auch kann man niemals ausschließen — wenn es sich auch kaum wird erweisen lassen —, daß die genannten als Motive für uns unverständlichen Momente für ihn in der Weise ein Symbol sind, wie es Freud und Bleuler oftmals glaubhaft zu machen versucht haben. Dann verdeckt die Angabe in irgendwie determinierter Symbolisierung nur das wahre Motiv, auf das man also nur dann rückschließen kann, wenn man diese genannten Symbole zu übersetzen fähig ist. Und es bliebe an dem Ganzen schließlich nur die Tatsache dieser Symbolisierung als allenfalls höchst ungewöhnlich, ja krankhaft bestehen, nicht aber der vielleicht an sich sehr wohl verständliche Motivzusammenhang. — Endlich aber darf man auch nicht apodiktisch behaupten, daß ein heute positiv unsinnig erscheinender

---

1) Leider geschieht dies nicht immer, und der Spott der Allgemeinheit hat sich häufig mit Recht gegen jene Psychiater gewendet, die vieles, was sie nicht verstehen, deshalb für krankhaft erklären. Vgl. z. B. Frederik van Eedens Drama „Ysbrand“. Berlin. Konkordia-Verlag.

2) Vorbeireden!

Zusammenhang zu allen Zeiten ebenso beurteilt werden wird, so daß auch hieraus eine Warnung davor entsteht, einen solchen mitgeteilten „Sinn“ als pathologisch zu bezeichnen<sup>1)</sup>.

Hat nun das Finden verständlicher Zusammenhänge, das Konstatieren von negativen oder positiven (psychologischen) Unsinnigkeiten und die Konstruktion von Sinnmöglichkeiten eine Bedeutung, die über das Erfassen, Verstehen, Begreifen des einzelnen Falles hinausgeht? Man muß unterscheiden: die Konstatierung verständlicher oder unverständlicher Zusammenhänge ist sicherlich ein Gesichtspunkt, nach dem ebensogut (theoretisch!) eine Gruppierung der Geistesstörungen erfolgen kann, wie nach anderen Gesichtspunkten; — die Konstruktion von Sinnmöglichkeiten hingegen, die ja lediglich aus Analogieschlüssen besteht, vermag lediglich die „Auffassung“ eines einzelnen Falles zu ergänzen oder allenfalls zu ermöglichen (oberer Fall III).

Doch es sei selbst in dieser Einschränkung vor dem Verfahren gewarnt, Sinnzusammenhänge als möglicherweise wirksam zu konstruieren, da hier leicht ein freies Spiel der Phantasie beginnt, ohne die Möglichkeit empirischer Kontrolle.

Das Hauptinteresse bei der Erforschung krankhafter verständlicher Zusammenhänge erstreckt sich auf die Fälle, in denen die Erkrankten selbst Auskunft zu geben fähig sind, sei es, daß sie sich spontan äußern, sei es, daß sie zu den Vorschlägen des Untersuchenden Stellung nehmen. Und so wendet sich die Forschung mit Vorliebe den gebildeten Kranken zu und hält vor allem deren mündliche und schriftliche Äußerungen, zumal die Tagebücher, Lebensläufe usw., für reiche Erkenntnisquellen. Dabei handelt es sich einmal um neuartige, d. h. bisher nicht oder nicht so beschriebene Phänomene. Sodann um ihre bedeutungsmäßigen Beziehungen untereinander, und endlich um ihre sinnhaften Zusammenhänge mit den übrigen wohlbekannten psychischen Vorgängen. Es steht dahin, ob jeder einzelne psychotische Fall qualitativ eigenartige Vorgänge oder Beziehungen erlebt, es erscheint aber sehr wahrscheinlich, daß sich jedes solche abnorme Moment in der Gesamtheit der Persönlichkeit immer wieder individuell spiegelt, von jeder Persönlichkeit immer wieder individuell reflektiert wird (im doppelten Sinne). Es scheint z. B. sicher zu sein, daß das krankhafte Erlebnis, „daß mir die Gedanken gemacht werden“<sup>2)</sup>, einheitlich ist, oder daß doch manches

<sup>1)</sup> An dieser Stelle dürfte der grundsätzliche Unterschied zwischen psychologischem Sinn und logischem Sinn besonders deutlich hervortreten.

<sup>2)</sup> Andere Beschreibungen: die Gedanken werden mir eingegeben, eingeflüßt, suggeriert, hingeblassen, angewünscht. Siehe auch unten die Ausführungen über die „Ichstörung“.

an ihm einheitlich ist. Aber immer wieder trifft der Beobachter auf neue Versuche der Erkrankten, sprachliche Wendungen, neue Ausdröcke zu finden, um das Charakteristische, Einzigartige gerade dieses Erlebnisses zu erschöpfen. Ist man aus anderen, hier nicht zu erörternden Gründen der Überzeugung, daß in der Tat mit allen diesen Wendungen immer wieder das gleiche Phänomen getroffen werden soll, so gewinnt man immer wieder neue Ansichten von neuen Standpunkten, gleichsam wie man eine Ebene innerhalb eines Bergkreises von möglichst vielen dieser Berge aus auskundschaften muß, wenn es einem versagt ist, die Ebene selbst zu betreten. Und das gleiche gilt — wenn auch die Lage hier noch schwieriger wird — von den sinnhaften Zusammenhängen.

Keine Selbstschilderung eines Geisteskranken ist zu gering, um nach solchen Beschreibungen, solchen Standpunkten durchsucht zu werden. Und es erscheint direkt verdienstlich um die Wissenschaft der Psychopathologie, wenn jeder solcher Lebenslauf ausführlich in der Literatur niedergelegt wird, sofern er solche neuen Anschauungen vermittelt.

Dieser Überzeugung entspringt die Veröffentlichung des Lebenslaufes der Lenore Banting, eines Mädchens, das nach des Verfassers Meinung an einem schizophrenea Prozeß erkrankte<sup>1)</sup>. Die Schizophrenie beschert ja dem Forscher eine besondere Zahl qualitativ krankhafter Phänomene und Beziehungen, sie zerstört besonders viele wohlbekanntes psychologisch sinnvolle Zusammenhänge. Andererseits disponieren zahlreiche Dementia-praecox-Fälle dadurch, daß ihre reinen Verstandesleistungen noch relativ lange ungestört beharren, besonders zu einer klaren, geordneten Schilderung, zu einer weitgehenden Verständigung zwischen Forscher und Kranken.

Will man sich in eine erkrankte Persönlichkeit möglichst einföhlen, oder interessiert es jemand, gerade diejenigen Symptome und Zusammenhänge zu erforschen, wo für ihn diese Einföhlung aufhört, so bedarf es für ihn einer intensiven Versenkung in das Milieu, aus dem der Kranke hervorging, einer genauen Kenntnis des Weges, den der Kranke bisher beschrift. So bleibt es auch mir nicht erspart, dem Lebenslauf der Lenore Banting eine ergänzende Krankengeschichte vorzuschicken, auf deren Ausführlichkeit ein besonderer Wert in dem Sinne gelegt ist, daß ich nichts verschweige, mag es mir wichtig oder unwichtig erscheinen, und daß ich mich nur bemühe, Wiederholungen zu vermeiden.

#### **Krankengeschichte.**

Die Familie, aus der Lenore Banting stammt, lebt in sehr wohlhabenden und geordneten Verhältnissen. Der Vater nimmt in industriellen Unternehmungen

<sup>1)</sup> Über die Diagnose siehe später. — Schizophrenie und Dementia praecox werden im folgenden nicht unterschieden (Bleuler gegenüber Kraepelin), sondern als identisch (Schizophrenie = Dementia praecox) verwandt.

eine bedeutende Stellung ein. Auch der Bruder des Vaters war viele Jahre in der Industrie an einem wichtigen Platze des Auslandes tätig, er lebt jetzt von Geschäften zurückgezogen ein elegantes, behagliches, der Muße und der Wohltätigkeit gewidmetes Leben. Es ist der im Lebenslauf der Lenore vielgenannte Onkel Edgar. Der Vater Lenores macht einen sehr ruhigen, dabei weichen Eindruck; etwas Unmännliches, Energieloses liegt über seinem ganzen Wesen. Er sucht mit allem menschlich Schweren, was ihm das Leben beschert hat, keineswegs klug gewandt und zielbewußt fertig zu werden, sondern er beugt sich resigniert unter das Schicksal. Seine Worte und Handlungen verraten einen ausgeprägten Zug der Güte; jedes traurige Erlebnis bringt ihm die Tränen nahe. Auffallend ist sein Unvermögen, sich in andere (und auch in die Tochter) hineinzusetzen; von Menschenkenntnis besitzt er nichts. Seine hervorragende Tüchtigkeit in seinen Geschäften erscheint schon durch seine Stellung sicher erwiesen. Doch scheint er, ohne weitere kulturelle Bedürfnisse, ganz in seinem Berufe aufzugehen.

Onkel Edgar, dem Lenore nähersteht als dem Vater, hat ein viel resoluteres, lebhafteres Wesen; er neigt auch mehr dazu, die Freuden des Lebens zu genießen. Er vermag sich viel eher in andere hineinzudenken und hat Lenore immer tiefes Verständnis entgegengebracht, ja er hat, selbst kinderlos, ihr immer eine maßvolle, doch unverkennbare Zärtlichkeit bewiesen. Sein Gesichtskreis ist wesentlich weiter, als der von Lenores Vater, er hat zweifellos mehr kulturelle Interessen. Doch bleibt auch sein Besitz an wissenschaftlichen oder künstlerischen Kenntnissen und Urteilen in mäßigen Grenzen, ja er neigt auf manchem, besonders naturwissenschaftlich - medizinischen Gebiete zu eigenartig populären, etwas verschrobenen und nur halb verstandenen Theorien.

Von Lenores Mutter ist nicht viel zu berichten, sie selbst spricht im Lebenslaufe ja von ihr, der Vater jedoch vermied es immer, auf die Art und Schicksale seiner Frau näher einzugehen. Ob die Ehe in tieferem Sinne glücklich war, steht dahin; äußerlich scheint sie ohne alle Störungen verlaufen zu sein, bis sich die Mutter 1908 vergiftete. Man sagt, daß sie, an Schlaflosigkeit leidend, zuviel Veronal zu sich nahm, doch sprechen viele Anzeichen dafür, daß sie von tiefen, doch unbekannt gebliebenen Motiven bewegt, ihr Leben freiwillig beendete. Ihr selbständiges, äußerlich ruhiges, innerlich reizbares Wesen scheint dem Manne schwer zugänglich gewesen zu sein. Sie gebar vor und nach Lenore noch einen Sohn, Erich und Herbert. Über beide Söhne ist nichts Besonderes zu berichten; sie scheinen durchschnittlich begabt zu sein. Der jüngere, Herbert, hat etwas phantastische, bei seiner Jugend vielleicht nicht weiter verwunderliche Zukunftspläne.

Der Mutter Großvater hat sich das Leben genommen, eine ihrer Schwestern litt einige Zeit an Melancholie, der Mutter Vater und auch ihre Schwestern wurden alle von Schlaflosigkeit geplagt und galten als nervös. In des Vaters Banting Familie sollen alle etwa belastenden Momente fehlen.

Lenore Banting kam am 8. Mai 1891 in Düsseldorf durch eine Sturzgeburt auf die Welt, ohne Schaden zu nehmen; die Schwangerschaft der Mutter war gut verlaufen. Sie wuchs ohne schwerere Krankheiten heran, nur kurze Zeit hatte sie an „Drüsen“, später ein wenig an „Bleichsucht“ zu laborieren. Die Menstruation begann im 16. Lebensjahre und verlief regelmäßig. Lenore besuchte die Höhere Töchterschule und danach ein „Institut“ in Frankfurt a. M., lebte später  $\frac{3}{4}$  Jahr in Montreux und 6 Wochen auf Wight<sup>1)</sup>. Sie lernte immer recht gut und

<sup>1)</sup> Aus einem Brief vom 16. Juli 1911: „Leider hat eine tolle Erziehung es in meiner Jugend zu gut mit mir gemeint. Stellen Sie sich vor, Töchterschule, Realschule, 4 Pensionate und eine Unmenge private Stunden lagen im Alter von 17 Jahren hinter mir. Eine immer wieder abgerissene Bildung, die außerdem der Mode unterworfen war und die Pflege meiner Neigungen kalt stellte.“

zeigte schon als Kind gute Begabung. Doch ließ sie sich, wie der Vater erzählte, schon in früher Jugend nicht gern etwas sagen und erwies sich in diesem Wesen mehr der Mutter nachgeartet; ähnlich wie bei dieser traten auch bei Lenore zuweilen Schlafstörungen auf. Man hielt sie für sehr intelligent, sie leistete besonders im Zeichnen auch lange nach der Schulzeit beträchtlich mehr als ihr Studien-genossinnen, so daß sie schnell alle überflügelte. Doch erwähnte sie mehrmals, daß dies Zeichnen sie sehr anstrenge. Sie galt als sehr selbständig, energisch und verschlossen, sie widersprach immer gern und schloß sich auch nicht sehr innig an Freundinnen an. Sie beurteilte andere immer nach deren Anlagen oder Charakter, nie nach dem Äußeren. Sie liebte den Onkel Edgar in seiner bestimmten etwas herrschsüchtigen Art weit mehr, als den weichmütigen Vater. Gegen das Hauspersonal und einfache Leute soll sie immer sehr nett gewesen sein. Bei den Freundinnen galt sie stets als etwas eigenartig, ohne daß diese das Wesen dieser Eigenart näher fassen konnten. Lenore liebte das Reiten und Tennisspielen, auch besuchte sie ziemlich viel Bälle und soll dabei immer sehr vergnügt gewesen sein.

Im 15. Lebensjahr soll sie ganz plötzlich früh morgens einen „Starrkrampf“ bekommen haben. Er dauerte 12 Stunden. Sie lag nach einem Zungenbiß mit starren weiten Pupillen im tiefen Koma, man mußte sie katheterisieren. Der Hausarzt dachte damals an etwas Epileptisches, da nicht die mindeste Ursache festzustellen war. Man schob die Schuld auf die Pubertät. Später haben sich weder ähnliche noch andere Anfälle jemals wiederholt<sup>1)</sup>.

Über die Sexualität ihrer Pubertätsjahre schreibt sie im September 1912 von selbst folgendes nieder:

„Ein Bekenntnis, das ich ablegen mußte, um mich von einer unlauteren Erinnerung zu befreien, über die ich zuvor nie gesprochen habe. Im Alter von ca. 14—18 Jahren hatte ich in größeren Zeiträumen nachts sonderliche sexuelle Wandlungen. Ich dachte mir z. B. mit reicher Phantasie aus, ich sei als Prostituierte in einem Bordell gefangen und würde von mehreren rohen Männern gequält oder bespöttelt. Um mich in solche Situationen versetzen zu können, entkleidete ich mich, nahm Kissen und Finger zu Hilfe. Diese Anstalten reizten mich, teils im Gefühl der Befriedigung sexueller Wünsche, teils im Gefühl einer Märtyrerin. Niemals verlangte mich nach Verwirklichung dieses Gedankens, sondern ich erwachte stets mit einem starken Schamgefühl über die nächtliche Unterhaltung und gelobte mir, sie nicht zu wiederholen. Abgesehen von solchen Ausschweifungen hatte ich periodisch ganz normale sexuelle Verlangen, litt aber nie unter Versagung derselben. Nach meiner Psychose traten obige Ausbrüche nicht mehr auf.“

Seit Ende März 1910 fiel Lenore ihrem Vater als besonders „freundlich“ auf: sie war gar nicht so widerspenstig wie sonst. Sie fuhr zur Großmutter in ein Hotel in den Taunus. Dort war sie am letzten März ungewöhnlich lustig und stand morgens schon singend auf. Am Nachmittag, beim Schreiben eines Briefes, atmet sie plötzlich tief, bricht in lautes Schluchzen aus, das fast zum Schreien wird

<sup>1)</sup> Ein interessanter kleiner Beitrag zu dem Problem: Epileptische Anfälle als Symptom einer Katatonie!?

von Lachen unterbrochen. Sie wirft sich aufs Sofa: „geht fort, laßt mich in Ruh“. Gleich danach ist sie wieder völlig ruhig und korrekt, bittet, dem Vater nichts mitzuteilen, zeigt einen ordentlich geschriebenen Brief, zum Zeichen, daß sie ganz gesund sei. Sie geht dann aus, auf die Post, besorgt noch einige Kleinigkeiten und fährt selbständig und unauffällig nach Haus nach Frankfurt. Zu Hause spricht sie ein wenig laut; man bemerkt ihre etwas erregten Augen. Sie nimmt ein Bad und geht zu Bett. Am nächsten Morgen erhebt sie sich zeitig, ist etwas auffällig vergnügt und macht einen Besuch, noch ziemlich korrekt. Nachmittags klagt sie, sie kenne sich in einem Brief, den sie erhalten habe, nicht aus; es stehe soviel darin. Sie will sich — ein wenig sinnlos — „ein Kuvert“ kaufen. Als man sie hindert, wird sie sehr erregt: „Ich folge nicht dem Papa, ich folge einem Höheren.“ Sie leistet Widerstand, man muß sie die Treppe hinauftragen, sie schreit und tobt. Man bringt sie mit Mühe ins Bett. Der Arzt findet sie in großer motorischer Unruhe, sie wirft sich in Pose, spricht theatralisch, macht stiere Augen und schreit und lacht oft ganz unvermittelt geradehinaus. Mancherlei Fragen bewegen sie nicht, über ihre inneren Vorgänge Auskunft zu geben, nur einmal fällt in unverständlichem Zusammenhang das Wort „Bekehrung“, sonst nur, „das darf ich nicht sagen“. Der Abend und die Nacht vergehen leidlich, nur einmal wird sie nachts plötzlich heftig erregt, läßt den Urin ins Bett gehen, verweigert Brom, schreit und predigt: „Ich liebe Edgar Banting, ich habe ihn gefürchtet.“ Am nächsten Tage diktiert sie dem Arzt auf manche Fragen, schwer atmend, stöhnend, mit geschlossenen Augen und aufeinandergepreßten Lippen: sie merke schon seit einigen Tagen, besonders seit Karfreitag, daß alle Leute sie so fröhlich anschauen; sie habe deutlich das Bewußtsein ihrer Bekehrung erlebt, ihre Gedanken seien nicht „ihre“ Gedanken gewesen. Sie habe immer deutlicher die Persönlichkeit Gottes „sprechen gefühlt“. Sie sei „Christus, der moderne Messias“. Als sie in ihrer Erzählung soweit ist, weist sie plötzlich die Ärzte hinaus und verfällt wieder in eine schwere Erregung mit theatralischen Gesten. Der Arzt glaubt, erotische Inhalte vermuten zu dürfen, glaubt auch an Sinnestäuschungen: so habe sie aus dem Geräusch des Ofens heraus gehört, wie ihr Grab geschaufelt wurde.

Man injiziert ihr Morphin und bringt sie im Automobil nach der Heidelberger psychiatrischen Klinik.

### Lebenslauf I.

Einiges aus meiner Krankengeschichte nach meiner Erinnerung und Beurteilung.

#### Heft I.

Die Erinnerungen an meine Nervenkrankheit vom April bis Oktober 5 1910 drängen sich mir täglich von neuem auf; deshalb versuche ich in folgenden Aufsätzen durch Betrachtungen meine unangenehmen Empfindungen zu verbannen<sup>1)</sup>

#### Kapitel I. Mutmaßliche Ursache.

Die Krankheit hat meines Erachtens eine mehrjährige Ursache. 10 Am 4. April 1908 starb meine Mutter. Lange Zeit blieb ich vom Schmerz

<sup>1)</sup> Hier ist wohl eine Erinnerung an einen ärztlichen Ausspruch wirksam: sie solle sich die bösen Erinnerungen dadurch verjagen, daß sie sie niederschriebe.

wie betäubt. Mama war mir gerade im letzten Jahr so besonders nahe getreten, daß der Schmerz unüberwindlich schien. Wir trugen erst drei Monate Trauer, als ich den Gefühlsbefehl empfand, mich für einen Beruf auszubilden, der meinen Anlagen und Neigungen entsprach; denn der Zustand der Lebenszwecklosigkeit war schmerzlicher als die 15 Trauer. Papa ließ mich auf den verschiedenen Gebieten unterrichten oder beschäftigen, eine Zersplitterung, die mir sehr mißfiel, denn meine Kräfte verlangten nach Ausbildung für ein ganz bestimmtes Ziel, sei es in Malerei oder Kindergärtnerei, worüber ich noch nicht endgültig entscheiden konnte. Nach einem Halbjahr Haushaltungsschule in 20 Karlsruhe wollte Papa mich gewiß nicht mehr entbehren, und ich sah mit Widerwillen der Stelle der erwachsenen Tochter im Haus entgegen, vor der sich der erste Ballwinter vielversprechend auftut. Ich litt unsäglich und zerbrach mir in fast täglichen schlaflosen Nächten den Kopf, auf welchem Gebiet sich meine ernstesten Bestrebungen am dank- 25 barsten ausführen ließen. Das Verhältnis zu Papa war aufreibend. Bei der geringsten Andeutung meiner Wünsche stieß ich auf Widerspruch oder Meinungsverschiedenheiten, so daß ich auf keine Beratungen hoffen konnte, und machte alles mit mir selber ab, da ich es für zwecklos halte, sich mit Menschen auszusprechen, die uns nicht begreifen. 30 Ich befürchtete, daß das Beste in mir aus Mangel an Interesse und Pflege zugrunde geht. Ich hatte alle wechselnden Bestrebungen leid und verlangte nach einem einzigen Zweck, der sich bestimmend durch mein Leben zöge. Da ich diesem absoluten Bedürfnis nicht gehorchen konnte, wurde ich täglich unglücklicher und fühlte mich seelisch krank, auch 35 befürchtete ich manchmal, daß mir der unerträgliche Zustand den Verstand rauben könnte. Aus diesem unglücklichen Zustand heraus, erwachten wohl die ersten Religionszweifel, die mich allmählich sehr beschäftigten, und die ihn noch verschlimmerten. So war die Verfassung, als ich im Winter 1909/10 als neuste Auflage in die Gesellschaft kam 40 und Ballatmosphäre genoß, die mich mit ihrer Aufregung nicht verschonte, und mir noch weniger Schlaf gönnte. Aufregend wegen einer einseitigen Neigung zu A. Z. Jene Leidenschaft spielte aber neben der übrigen Zerrissenheit eine unbedeutende Rolle.

Ich war also 2 Jahre unglücklich, durch das sich anhäufende Leid 45 in genannten Gestalten. Nun trat Ostern 1910 eine gewaltige Reaktion ein. Ich muß auf die Religion zurückkommen. Wir waren ziemlich freidenkend erzogen, da man über Glaubenssachen zu Hause nicht sprach. Nur an Festtagen besuchten wir mit Mama die Kirche, in der ich entweder nicht zuhörte oder nichts annahm und verstand. Ebenso 50 vermochte der Schulunterricht in Religion mich nicht zu fesseln; aus der frühen Konfirmandenstunde habe ich buchstäblich kein Wort behalten und entzog mich eigenhändig der ganzen Christenlehre. In

der Bibel habe ich nie gelesen, aber auch keine atheistischen Schriften  
 55 vorgenommen. Also gaben weder Kirche noch Schule mir den Anstoß  
 nach Religion zu forschen. „Im Glauben klar“ hatte mir meine beste  
 40jährige Freundin ins Album geschrieben. Ein andermal vernahm ich  
 Rosegger: „Wer an der Göttlichkeit Christus zweifelt, der lese einmal  
 die 4 Evangelien hintereinander.“ Das war Nahrung für die keimende  
 60 Pein, die mir die Unkenntnis meines Glaubens verursachte. Es quälte  
 mich sehr, daß ich mir keines bestimmten Glaubens bewußt war. Mein  
 Gottesglauben war vorübergehend bei Mutters Tod befestigt worden,  
 aber meine Urteilslosigkeit über Christus ließ mir keine Ruhe. Immer  
 wollte ich im Neuen Testament lesen und kam nicht dazu. Kurz vor  
 65 Ostern war ich sehr unglücklich, ich fand mich dumm, nichtig, wertlos.  
 Zu Ostern reisten wir nach Cronberg. Gründonnerstag nacht sprach  
 eine Stimme in mir: „Erziehe dich selbst und dann die Menschen,  
 dein Lebenszweck sei Vervollkommnung, dein Vorbild Christus. Glaube  
 an seine Göttlichkeit.“ Mit dem anbrechenden Karfreitag war ich ein  
 70 anderer Mensch. Mir schien, als sehe ich alles klar und deutlich, als  
 ginge ein merkwürdiges neues Verstehen für alle Dinge mir auf. In  
 den ganzen Tagen in Cronberg sehe ich sehr glücklich aus, durch das  
 gewaltige innere Erleben Gottes, das ich als größtes Erlebnis meines  
 Lebens bezeichnete und während dieses Erlebens führte ich folgende  
 75 Tagesnotizen, hielt aber die Notizen für Frevel, weil sie Unbefugten  
 Mitteilung dieser großen Erkenntnis machen könnten. Ich notierte  
 aus eigenem Interesse an meinem Zustand.

Ostermontag. Die Göttlichkeit Christus überzeugt mich mehr  
 und mehr. Gott selbst hat mir die Erkenntnis geschenkt. Ich bin von  
 80 Traurigkeit durchdrungen, denn ich fühle mich der ungeheuren Auf-  
 gabe, die mir Gott stellt, nicht gewachsen, ich bin aber voll Dankbar-  
 keit für die mir von Gott selbst gegebene Aufgabe. Ich bitte ihn, mich  
 demütig bleiben zu lassen. Meine Gedanken, mich der Malausbildung  
 zu widmen, gebe ich mit großer Überwindung auf. Ich sehe dagegen  
 85 in der Erziehung meines jüngeren Bruders ein wichtiges Ziel.

Dienstag nach Ostern fühle ich mich zerrüttet, nervös. Momente  
 lang meine ich irrsinnig zu werden in dem gewaltigen inneren Erleben.  
 Ich empfinde unausgesetzt die Nähe Gottes, nicht, daß ich meinte,  
 Gott sei nun allein um mich; ich empfand ihn als Teil einer unermeß-  
 90 lichen Macht, die speziell auf mich einwirkt; „ich will versuchen ihn  
 als Ganzes zu erforschen, aber du sollst nicht wollen, denken und meinen,  
 du sollst deinem Gott gehorchen.“ Ich will schlafen und kann nicht.  
 Eine Menge neue gute Gedanken wirken auf mich ein. Ich kann und  
 darf nicht in einem Buch lesen. Die Offenbarung beansprucht alle meine  
 95 Kräfte. Nie fühlte ich mich so unglücklich und traurig, aber ich konnte  
 nicht weinen. Ich hatte jublierende Momente dagegen, in denen ich

nicht lachen konnte. Gedanke an Ehe verwarf ich ganz oder wollte ihn Gott überlassen.

Mittwoch. Erziehe die Menschen durch dich selbst, ist deine Aufgabe. Gott hat sie mir geschenkt, ich bin glücklich. Ich bitte täglich um Demut. Täglich bin ich von neuem von Gott überzeugt und der Göttlichkeit Christus. Mein Körper ist vollkommen wohl, mein Geist klar, aber meine Seele ist krank und läßt mich nicht schlafen. Ich bitte um Schlaf. „Du sollst nicht schlafen, wenn Gott mit dir spricht.“ Ich nahm mir vor, ein Buch zu schreiben und notierte alle auf mich einströmenden Gedanken. Die Stimme aber sprach: „Du sollst kein Buch schreiben, denn du könntest darüber vergessen ein lebendes Beispiel zu sein.“ Ich hatte Nervenzuckungen in der Nacht, auch am Tag, besonders in den Händen, und nervöse Kopfschmerzen.

Mittwochabend. Seit den Tagen meiner Bekehrung hatte ich noch nicht geweint, nur einmal von Herzen aus Hochmut gelacht, als ich eine Wirkung meines veränderten Wesens sah, die mich im Glauben bestärkt. Natürlich suche ich meine nächste Umgebung umwandelnd zu beeinflussen. Meine Großmutter z. B., deren Lektüre und Gespräche hauptsächlich religiöser Art waren (die mich aber nicht beeinflussen konnten), redet weniger und denkt mehr. Sie wird irr an ihrem Glauben, den sie so positiv bis jetzt vertrat, und nach dem sie nur theoretisch lebte und deshalb nie glücklich war. Nun sieht sie mich glücklich und erkundigt sich nach meiner Auffassung usw. Die Leute, die ich spreche, werden oft irr an sich selber, sie stellen die unvernünftigsten Fragen an mich usw.

Eine selige Freude überkommt mich: „Mein Gott verlasse mich nicht, demütige mich.“

Die 14-jährigen Freunde Herberts prüfen die Wahrheit ihrer eigenen Antworten. Mein Nervenzucken spüre ich immer von neuem.

Jetzt erkenne ich meinen Lebenszweck darin, die Menschen zu Christus zu führen, ohne ihnen von Religion zu sprechen. „Herr verleihe mir deinen Beistand, hilf, daß jedes meiner Worte wahr sei. Hilf, daß ich demütig bleibe, Einbildung wird Hochmut, hilf, daß ich keine Vergangenheit und keine Zukunft besitze, sondern, daß in der Gegenwart mein größtes Glück und Unglück liege. Laß mich nicht in Versuchung kommen etwas wissen zu mögen, was ich nicht weiß (ich suchte Gott zu erforschen), schenke mir Unwissenheit, damit ich nicht hochmütig werde.“

Donnerstag morgens habe ich in tiefster Freude Töne gesungen. In diesem Moment wußte ich, daß ich singen dürfte, ohne an andere zu denken. Bald darauf setzt ein heftiges Weinen ein, das die Laute des Gelächters annimmt: es waren Freudentränen über innere Bekehrung. (Ich erstaunte mich über die nie gehörten Laute dieses Weinens)

140 und über den Irrtum der Menschen, der mich fast noch mehr erschütterte. Ich weinte auch zum erstenmal über die Kreuzigung Christi.

Ich halte meine Bekehrung, eine innere und äußere Wandlung (ich fühlte, daß ich frohe, gesunde Augen bekam) während 8 Tagen für vollendet, und ich fühlte mich so unglücklich, ein Christ zu sein, dem  
145 Gott in den Tagen alle Sünden vergeben hat. Alle Leute, die ich anrede, glauben mir unbedingt und tun, was ich sage. Niemand sucht mich zu belügen; die meisten glauben ihren eigenen Worten nicht mehr. Ich habe einen unbeschreiblichen Einfluß auf meine Umgebung. — Wir reisen zurück nach Frankfurt.

150 In den Tagen in Frankfurt hörte ich genau auf die befehlende Stimme, ließ mich von Gott unausgesetzt leiten und gehorchte, selbst denken brauchte ich nicht mehr. Die Befehle enthielten entweder Menschen aufzusuchen, um sie zu „retten“ (d. h. bekehren), zu helfen oder meine Unwissenheit durch Fragen zu bekennen, damit ich demütig blieb;  
105 ein strenges Achten auf die Wahrheit jedes Wortes, das ich sprach, war Grundbedingung, und ein Geheimnis zu haben, schien gleich einer Lüge. Ich treffe viele Menschen, die jene Wandlung schon durchgemacht haben, was ich an ihren glücklichen Augen sehe. Ich muß (auf einem Spaziergang mit Großmama) vielen Passanten in die Augen  
110 sehen. Die einen können das frohe Strahlen erwidern, die andern weichen dem Blick aus und ein nervöses, sichtbares Zucken geht über ihren Kopf, Hals und ihre Schultern. Über die einen urteile ich, daß sie am Jüngsten Gericht zur ewigen Seligkeit, die andern zur Verdammnis bestimmt sind, was ich aus ihren Augen lese. Zu Hause fiel mir  
115 noch zweierlei auf. Es war am Tag, an dem ich eigentlich krank wurde. Einmal neigte ich mich zu dem Holzfeuer und vernahm: „Dein Gott ist im Feuer.“ Einmal sehe ich meinen kleinen Finger bluten und vernehme: „Dies ist Christblut, du bist ein Christkind.“

Noch einiges über diese Stimme. Sie suchte mich am lautesten auf,  
120 wenn ich allein war, und lehrte mich gewaltig gehorchen und beten, Beten nicht in Angst, denn ich hatte mehr Vertrauen. Ich fürchtete mich nicht und fürchtete mich doch, beides im Gefühl der unmittelbaren Nähe Gottes. Ich habe die Stimme gehört, und nicht nur gefühlt, denn ich meine, wenn wir „den Gott in unserer Brust“ reden hören,  
125 empfinden wir, daß die Stimme in uns ist. Ich aber spürte eine gewaltige Einwirkung von außen, aus nächster Nähe ein gewaltiges Anfassen aus der Luft, von der Unsichtbarkeit.

Während der Krankheit und nach der Krankheit habe ich nie mehr an der Wahrheit und Richtigkeit dieser Begebnisse gezweifelt. Ich halte  
130 sie für keine Halluzination.

Einige Notizen der Gedanken: (ich habe sie nie gelesen, noch gehört. Sie kommen ungerufen, ich wage nicht zu meinen, sie entstünden

aus mir, aber ich bin glücklich, daß ich sie weiß, ohne sie gedacht zu haben. Sie fliegen mir zu in jedem angebrachten Momente. Sie scheinen mir geschenkt, daß ich nicht wage, sie als eigene mitzuteilen). 135

Wer nach seinem Glauben lebt, steht auf der letzten Stufe der Vervollkommnung. Wenn du an andere denkst, führst du dich nicht in Versuchung oder Schuld. Denkst du auch den ganzen Tag an andere, so hast du immer noch genug an dich gedacht. Jedes suche einen Lebenszweck, der ihn ganz befriedigt. Jeder wisse, was er glaube; 140 wer nicht nach seinem Glauben zu leben sucht, hat keinen. „Prüfet selbst und entscheidet“, laßt euch nichts vordenken. Stelle keine Aufgabe über deine Lebensaufgabe, Vervollkommnung; Spott ist Hochmut. Denkt was ihr sprecht. Sei gut, und die Menschen werden sich schämen vor dir schlecht zu sein. Sicherheit erlangst du durch Ruhe, 145 aber deine Ruhe muß von innen kommen. Bekämpfe täglich deinen Egoismus und Hochmut. Achte deinen Nächsten, seine Meinungen und Ansichten, und du wirst sofort seine Achtung gewinnen. Danach suche sein Vertrauen. Du findest es, wenn du die Menschen nie zweifeln läßt an deiner eigenen Wahrheit. Seid durchdrungen von dem, was ihr 150 redet, so überzeugt ihr die anderen, redet nicht, was ihr nicht positiv glaubt, damit eure Rede wahr sei, aber die Wahrheit suchet in euch selber. Hut ab vor dem Arbeiter, denn du lebst von seiner Hände Arbeit. Wer sich Menschen, Natur und Dinge anschaut, Auge und Ohr an Naturvorgängen schärft, wer richtig schaut, scharf hört, nimmt die 155 Dinge wahr, wie sie sind; das ist die Grundlage zum Denken. Sei zu stolz, um dich erziehen zu lassen, erziehe dich selbst.

## 2. Kapitel. Der Ausbruch in Frankfurt.

Aus dem überzeugten Gefühl ein Christus zu sein, vollzieht sich die erste Umwälzung zur Krankheit. In dem Empfinden der äußersten 160 Not und Hilfsbedürftigkeit rufe ich dauernd nach Dr. B. Vergeblich, niemand kann helfen! Dr. B. zieht einen anderen Arzt zu, und in meiner Vorstellung sollen sich im Lauf des Abends sämtliche Ärzte der Welt um mich versammeln, die dann vergebens an mir raten werden! Statt dessen wird einer Pflegerin an meinem Bett die Nachtwache aufgetragen. 165 Ich vermute in ihr den schlechtesten Menschen der Erde, finde ihr Gesicht „schreckhaft schlecht“ und soll sie bekehren, weshalb ich sie die ganze Nacht zum Bekennen ihrer Sünden oder Beten zwingen will; letzteres gelingt mir gegen Morgen. Für mich war die Nacht eine fürchterliche Qual. Zuerst zitiere ich einige „Gebete Christus in 170 Gethsemane“ und dabei überläuft mich schmerzliches Gefühl wie des Verbrennens, dann Zusammenziehens und Erstarrens, des Lähmens (ich stelle mir in diesem Gefühl vor, zu einem abschreckenden, unkennt-

lichen Krüppel zu werden) (Veränderung im Nervensystem? Krampf?).

175 Ich endige, „es ist vollbracht.“

Daneben rufe und schreie ich alle möglichen Bekenntnisse und Geständnisse gegen meinen Willen, unausgesetzt unterbrochen von dem Ruf: „Herr, hilf mir, daß ich nicht lüge.“ Nun muß ich die Welt „abrufen“, d. h. jeder, den ich beim Namen rufe, fällt tot um. Ich  
180 fange mit den nächsten Verwandten an; ich selbst empfinde dabei eine nie gekannte seelische Qual in dem bestimmten Gefühl, daß mir selbst der Tod und eine furchtbare Zukunft bevorsteht, über deren Charakter ich aber nichts weiß. Alle, die ich abrufe, umgeben mich in demselben Augenblick; ich spüre ihre vermeintliche Anwesenheit  
185 mit geschlossenen Augen, aber ich bin wach und schließe nur die Augen in der Meinung, nicht sehen zu dürfen. Beim Nennen ihrer Namen vernehme ich einen grausigen, röchelnden Pfiff und Flug durchs Zimmer und den dumpfen Fall eines Körpers, der mir besagt, daß sie tot sind. Nicht, daß mir das unsichtbare Morden Vergnügen macht. Ich stehe  
190 große Angst aus und beim Abrufen von Onkel Edgar, wobei ich mich am längsten aufhalte, spüre ich einen hochgradig gesteigerten Seelenschmerz. Ich rufe: Edgar, ich liebe dich mehr als mein Leben, steh mir bei, Edgar, weine nicht, du bist der beste von allen. Verlasse mich nicht! Ich höre dein Weinen. Es schneidet mir in die Seele. (Ich  
195 hörte wirklich weinen, vermutlich Papa)<sup>1)</sup>. Edgar, ich liebe dich, Herr, hilf mir, daß ich nicht lüge. Leb' wohl, Edgar, ich komme nie wieder. Innerlich bejammere ich meinen frühen entsetzlichen Tod. Ich rufe Mama. Sie kommt aus dem Grab. Die Haustüren rütteln nacheinander. Klappernd und stöhnend schleppt sich etwas durch  
200 die Gänge, begleitet von einem langgezogenen schneidenden Pfiff. An meiner Türe seufzt, rüttelt und klopft es unheimlich und kehrt um. Ich meine einen Teufel gehört zu haben. Seit der Nacht stelle ich mir Mama unter den Lebenden vor<sup>2)</sup>. Ich rufe „Goethe“. Das Zimmer erhellt sich wie von einem Sonnenstrahl und über mir höre ich Rauschen  
205 wie Flügelschlag. Es ist immer noch Nacht. Vor der Hoftüre fahren Wagen vor Wagen vor, aber die Pferde höre ich vor dem Hause tot umfallen, die anströmenden Menschen also, die Elektrischen überfahren sich, Schiffe, pfeifende Eisenbahnen kommen dauernd an. Die Welt geht unter und alle Menschen wollen und sollen in dieser Nacht  
210 vor meinem Fenster sterben. Jeder Fall, jeder Pfiff, jedes Röcheln durchfährt mich entsetzlich. Gegen Papa empfinde ich den größten Widerwillen, so daß ich mich weigere, ihn abzurufen. Endlich bricht der Morgen an. Mit dem Aufgehen der Sonne erwarte ich meine Erlösung, meine Himmelfahrt. Statt dessen kommt Dr. B. Ich verrate

<sup>1)</sup> Er war wohl im Zimmer.

<sup>2)</sup> Mündlich ergänzt: sie schlief neben ihr, müsse erlöst werden.

ihm, daß ich der „moderne Messias“ bin. Ich bin mir aber eines großen 215 Unrechts dabei bewußt, zuviel von der Wissenschaft zu verraten. Auf der Straße wird gepffiffen und Steine geklopft: Ich bejammere die schlechten Menschen, die ihren Erlöser noch einmal kreuzigen und begraben wollen, denn in peinlicher Angst wird mir klar, daß ich gekreuzigt werden soll. Denn die guten Menschen sind ja alle in der ver- 220 gangenen Nacht gestorben, nur die Teufel sind übriggeblieben, und es ist begreiflich, daß diese mich kreuzigen wollen. Papa will die Schande nicht erleben und er versteckt mich in ein Auto, mit einer Pflegerin und einem Pfleger<sup>1)</sup>. Wehe mir, er hat Judas Ischariot ausgesucht, mein Mörder sitzt bei mir im Wagen! Mörder, weil er eine ekelhafte 225 Verbrecherphysiognomie hat. Er will mich auch noch halten, entwürdigend! Zuguterletzt spucke ich ihn an, da kommt ihm eine Träne, er ist bekehrt. Wir nähern uns Heidelberg, großes Jubelgeschrei des Pöbels klingt mir von ferne entgegen. Auf einem Berg werde ich gekreuzigt werden. Vermutlich wird der Königsstuhl mein Golgatha . . . 230 Nein, ich werde schnell noch einmal versteckt, wohin, werden wir gleich hören.

Als sie am 2. April 1910 in der Heidelberger psychiatrischen Klinik aufgenommen wird, ist sie noch etwas verträumt und schläfrig. Wach geworden, bestimmt sie sich ziemlich korrekt, spricht nicht sehr viel, bleibt ruhig in ihrem Zimmer; man kann sich nur wenig mit ihr in Beziehung setzen.

Sie macht einen leicht verwirrten, geistesabwesenden Eindruck und blickt oft um sich, vielleicht etwas ratlos. Auffällig ist, daß sie zuweilen die Namen ihrer Angehörigen z. B. des Bruders ruft, besonders die Großmutter, Eugenie Boldt, spielt eine große Rolle. Versuche, sich über ihre Vorgeschichte etwas mit ihr zu unterhalten, mißlingen ziemlich; sie hört zwar ruhig zu, was man sagt, geht aber nicht näher darauf ein. Sie weiß vor allen Dingen diese Verzückerungszustände in Cronberg in keiner Weise zu erklären. Gleich im Anfang ihres Hierseins treten einige Zu- und Abneigungen deutlich hervor, besonders gegen eine Volontärin, Fräulein von Winfried, hat sie eine deutliche Zuneigung gefaßt und mag es gern, wenn diese sich an ihr Bett setzt und mit ihr spricht. Niederschrift der Volontärin: „Vater, — komm' zu mir! (pathetisch) Ich fürchte mich vor diesem Menschen.“ (wohl dem Arzt Dr. Heinrich.) „Vater, — nimm ihn weg von mir, wenn du kannst.“ „Vater, — ich glaube an dich!“ „Vater, Vater, bleibe bei mir, ich sterbe.“ „Vater, — komm zu mir.“ Sie weint. „Vater nimm meine Hände, damit wir uns —?“ „Vater, — ich höre dich kommen.“ „Vater, du kommst.“ „Vater, ich fühle dich.“ „Fast möchte ich sagen, daß ich dich s-ehe.“ „Vater, nimm mich hin, immer zu dir.“ „Vater, wann darf ich dich sehen, und du allein kannst es mir sagen, komm selbst und nimm meine Hände von meinem Gesicht.“ „Du allein kannst es, zeige es den Menschen, die hier sind, dann werden sie an dich glauben.“ „Vater, erhebe mich zu dir, hilf, daß ich so groß werde wie du, denn du bist groß wie nichts auf der Welt, hilf mir, daß wir zusammen in die Sonne springen, du weißt, was die Sonne ist, — zeige es den Menschen, die hier stehen, lasse ihnen deine

<sup>1)</sup> Mündlich ergänzt: „ich bin mir über alles ganz klar, ich weiß genau, was man mir angezogen hat an jenem Morgen.“

Sonne aufgehen.“ „Lieber Vater, erbarme dich ihrer, denn sie wissen nicht was sie tun, du weißt es, deshalb will ich zu dir kommen.“ „Ich weiß, daß du kommst. Hilf, daß die Menschen hier dich auch sehen, ich weiß, daß es ihr einziger Wunsch ist, dich zu sehen. Wenn ich dir dabei helfen kann, dann lehre es mich, Vater; ich fühle, daß du es kannst. Es wird so hell und leicht in dem Zimmer hier.“

Zuweilen, wenn man zu ihr spricht, macht sie eigenartige Bewegungen, besonders mit dem Kopfe. Sie ist dann unzugänglich und blickt vor sich hin. Manchen Tag ist sie vor Unruhe im Zimmer recht schwer zu haben, sie wird dann ins Bad verlegt, zuweilen auch nachts. Kommt der Arzt, so zeigt sie deutliche Furcht, will von ihm weggehen, deckt sich jedoch nicht zu. Gegen die Pflegerinnen ist sie zuweilen gewalttätig und schlägt kräftig zu.

Eigene Niederschrift vom 23. April:

„Ich habe hier den Mut noch nicht verloren, aber ich möchte gerne mit Überlegung handeln; ich möchte nicht immer so planlos gucken und alles so planlos machen. Wenn sie mir den Teller anbieten, so weiß ich nicht, was ich nehmen soll, und wenn mehrere Leute im Zimmer sind, so weiß ich nicht, wen ich ansehen soll. Ich komme nicht zum Besinnen, weil hier alles um mich herum weitergeht wie ein Uhrwerk. Ich sehe rote Blumen und ich sehe blaue Blumen, aber ich kann keinen Schluß daraus ziehen.“

Ein Brief aus dieser Zeit: (Brief I).

Herrn Dr. Franz.

Lieber Herr Doktor, seien Sie nicht böse, daß ich wieder gegessen habe. Ich wollte absolut nicht, aber man stopft mir das Essen immer in den Mund. Wie soll ich mich da wehren? Dann fängt das alte Lied jedesmal von vorne an. Ich habe gewiß den besten Willen das Richtige zu tun, aber man zwingt mich zum Verkehrten. Ich kann mir meine Situation mit jedem Tag weniger vorstellen und mache jeden Tag deshalb alles verkehrter. Ich kann absolut nicht mit Überlegung handeln, sondern nur instinktiv, da ich zu keinem richtigen Schluß kommen kann. Was sind die braunen Decken auf meinem Bett? Sollen sie Menschen vorstellen? Wie soll ich mich bewegen, wenn mein Mund geschlossen sein soll. Was soll ich mit Händen und Füßen anfangen, wenn meine Nägel immer so weiß sind? Soll ich kratzen? An was? Jede Minute ändert sich meine Umgebung, was die Bewegungen der Schwestern betrifft, die ich nicht verstehe und deshalb nicht erwidern kann. Wie kann ich etwas richtig tun, wenn ich das Richtige nicht weiß? Ich denke so einfach, wie ich als Lenore B. gedacht habe und kann deshalb nicht diese fremde Situation erfassen. Sie wird mir täglich unbegreiflicher. Mein Brief ist wohl sehr hoffnungsvoll! Ich möchte deshalb schließen. Was geschieht, wenn ich sterbe? Geht dann alles unter? Schreiben Sie mir doch einmal eine Antwort, dann verstehe ich Sie vielleicht besser als wenn Sie zu mir reden, und Ihre Rede sich stets, ich weiß nicht durch welchen Einfluß (vielleicht, daß man unbewußt nie allein im Zimmer ist?) auf unverständliche Antworten

beschränken muß? Leb wohl, Liebster, Ihr Bluthund oder dgl. Ausdrücke, die täglich „schmeichelhafter und schamloser“ werden.

Gegen ihre Angehörigen ist sie im Anfang sehr wenig zutunlich, verlangt nicht nach ihnen, verlangt nicht, an sie zu schreiben, und wenn man ihr vom Vater Grüße bestellt, so nimmt sie sie ohne eine Spur von Bewegung entgegen. Zum Vater scheint sie überhaupt wenig Zutrauen zu haben, viel mehr zum Onkel Edgar; auch die Frankfurter Hausdame scheint ihr durchaus antipathisch zu sein. Der Vater läßt ihr sehr viel Blumen schicken, so daß das Zimmer nie leer davon wird. Sie fragt nie danach, von wem sie geschickt werden. Teilt man es ihr mit, so nimmt sie weiter keine Notiz davon. In der Folge beginnt sie ihre Wäsche zu zerreißen und läßt auch auf vielen Vorhalt nicht davon ab. Still und lächelnd reißt sie ihre Hemden von oben bis unten durch. Sie verbraucht außerordentlich viel: 30 Hemden in 14 Tagen.

Bei einzelnen Ausrufen, die sie sehr zu lieben scheint, hat ihr Angesicht etwas Verklärtes, Verücktes. Auch die Betonung der einzelnen kurz herausgestoßenen Worte ist oft sehr merkwürdig. Ohne Zusammenhang spricht sie z. B. folgende Worte: „Liebling, blau, Christus, Vater.“ „Gottseidank, daß jemand kommt, ich bin so allein“, sagt sie beim Hereinkommen des Arztes, obwohl sie natürlich nicht allein war. Ein andermal, als die Wärterin ihr das Hemdenzerreißen wehren will: „Bitte, ich kann tun und lassen, was ich will.“ Ferner: „Ich will jetzt allein frühstücken, man soll mich nicht immerfort stören.“ Ein andermal, als ihr die Krankenschwester das Hemd anziehen hilft, sagt sie: „Sie zerstören mir immer wieder mein Glück.“ Auf die Frage des Arztes, was das heißen soll, antwortet sie: „Ihr Gott sage ihr, sie solle nackt sein.“ Ein andermal: „Ich gebe nicht mehr auf die Frage der Wärterinnen, sondern nur auf die Stimmen, die ich höre, Antwort.“ Kurz darauf: „So, ja, ja, da bin ich ja. Ich bin immer da.“ Als sie wiederum beim Hemdanziehen vom Glückzerstören redet, vergießt sie Tränen.

Im Juli 1910. Sie beißt, wo sie kann; gießt Wasser durchs Zimmer, uriniert auf den Boden, bläst die Milch aus der Tasse, spuckt das Essen aus und ißt es wieder; wirft das Essen an die Wand bis zur Decke. Oft ist sie sehr unzugänglich, gibt dann aber plötzlich doch schlagfertige Antworten. Als sie einmal eine Pflegerin in den Arm beißt, und man ihr vorhält, ob das der Dank für die Pflege sei, antwortet sie: „Undank ist der Welt Lohn.“ Oft hört man eigenartige Äußerungen: „Ich will meinen Nabel für dich öffnen.“ Dies bringt sie unsicher und mit einer gewissen Verlegenheit vor. Sie hüpfte in schwer beschreibbarer Weise im Zimmer herum. Man muß das Zimmer abgeschlossen halten, weil sie sonst jede Gelegenheit benutzt, zu entwischen. Dabei ist sie dauernd vollkommen nackt. Ihr Springen ist sehr eigenartig. Sie hat sich etwa wie ein Frosch zusammengeduckt und macht ganz kleine, eigenartige, hüpfende Bewegungen. Zuweilen versucht sie auch vom Bett ins Zimmer herunterzuspringen, tut es aber doch nie. Vom Sofa läßt sie sich zuweilen herunterfallen. Sie ist am ganzen Körper mit grünen und blauen Flecken bedeckt. Ernstliche Selbstmordabsichten scheint sie bei all dem Gebaren nicht zu haben. Wenigstens sind all ihre Versuche, mit dem Kopf anzurennen oder sich herunterzuwerfen, äußerst zart. Einmal redet sie von der „Berliner Nacktkultur“ und sagt kurz darauf: „Ich möchte nackt an eines Mannes Brust liegen.“ Zuweilen ist sie ganz unzugänglich; sie nimmt dann keine Notiz von dem, was um sie herum vorgeht. Ein andermal wieder, als in ihrer Gegenwart berichtet wird, wie sie sich verhalten habe, wendet sie ironisch ein: „Es wird den Herrn Doktor sehr interessieren.“ Oder an einem anderen Tage: „Es wird den Herrn Doktor gar nicht interessieren.“ Als man bei ihren sexuellen Anspielungen ihr einen gewissen Vorhalt macht, sagt sie: „Immer, wenn ich etwas ernst meine, sagt man, es sei ein dummes Geschwätz.“ Auch in Abwesenheit des Arztes äußert sie sich

den Pflegerinnen gegenüber ganz unverhohlen, daß sie bei dem einen der Ärzte schlafen wolle. Das Personal berichtet, daß sie direkt gemeine Ausdrücke gebrauche, von denen man erstaunt sei, daß sie sie überhaupt kenne. Auch zum Arzt selbst sagt sie manchmal direkt: „Ich möchte bei dir liegen“ oder „Mich mit dir paaren.“

Zuweilen schmiert sie sich mit Milch oder anderen Speisen ein, sie scheint dabei irgendwelche Vorstellung von medikamentöser Behandlung zu haben.

Brief vom 11. 8. 1910 (vollständig). (Brief II.)

Lieber John,

könnte ich Dich hereinberufen, ich finde, daß Du mich am besten verstehst.

Es dunkelt.

Gehorch dem Pferd

Flieg ab.

Er kanns

Er betet, er zankt

Eva will.

Gehorch dem Mann.

Was er will?

L. B. Vernunft.

Sieh ihn an.

Butterfly.

Ich.

Wer mir schmust, den laß ich

Wo sind meine Thränen geblieben?

Wer weint vor Glück?

Wohl hab ichs einmal gethan.

Bleib mir

Dir will ich sein

Wo ist mein Album geblieben?

Sieh da ich hol mir was ein!

Butterfly

Warum kannst du nichts verraten?

Das Glück auf der Erde

Liegt am Herzen des Weibes

Auf dem Rücken der Pferde

Und der Gesundheit des Leibes.

(Alles wirr durcheinander, schief und unregelmäßig gestellt, mit Zeichnungen von spielenden Kindern und der primitiven Porträtskizze des Dr. Franz.)

Mitte August: Allerlei hypochondrische Klagen. Sie müsse ein Klystier haben, weil der Darm kaputt sei. Sie habe Herzverfettung. Als man sie bei der Visite wieder einmal zu bekleiden versucht: „Die Herren haben schon oft nackte Damen gesehen und vor den alten Herren geniere ich mich schon gar nicht.“ Sie

sagt zu den Ärzten „du“, und läßt es auch auf Vorhalt nicht. Einmal meint sie, nachdem sie vorher davon gesprochen habe, sie wolle etwas aufschreiben: „Aha, du denkst, weil ich nichts sage, kommst du auf diese Weise hinter meine Gedanken.“

Sie beschäftigt sich mit ihrer ausbleibenden Periode sehr lebhaft. Sie bildet sich daraus die Theorie, sie sei gar kein Mädchen mehr, sie könne erst ihre Periode wiederbekommen, wenn der eine der Ärzte bei ihr schlafe. Als ihr eines Tages das Frühstück gebracht wird, behauptet sie, sie sei ein Tier; ein Tier esse keine Schinkenbrote. Sie macht wiederholt Versuche, ihren Urin zu trinken. Auf den Vorhalt, warum sie das tue, mit Tränen in den Augen: „Es ist gräßlich, aber ich-woll-te-mir-helfen,“ sie setzt hinzu: sie sehne sich so sehr nach sich selbst, aber sie finde sich nicht mehr. Als einmal zufällig in den Äußerungen des Arztes „Ach Gott“ vorkommt, greift sie das sofort auf und sagt: „Siehst du, du bist gradeso hoffnungslos als ich.“ Ein anderes Mal: „sie habe sich selbst verloren, sie müsse den Menschen in sich suchen.“

Aus einem Brief vom 13. 8. 10. ausgewählte Stellen: (Brief III). „Herz, Butterfly. Warum ich nichts bekennen kann? Weil ich die Liebessprache nicht finde ... Gott ruft sein Baby. Das Baby ruft den toten Gott. Was wollen beide? Ich habe die Menschen verrückt gemacht und weiß genau, daß ich nie mehr genesen kann. Können 2 Verrückte lieben? Nie wissen sie wohin.

(Zahlreiche einzelne Worte, einzelne Reime, gezeichnete Herzen, Gesichter, Krakeleien.)

Aus derselben Zeit einige äußerlich korrekte Porträtskizzen von den Kranken-schwestern.

Ende August: Noch immer bleibt sie ganz nackt. Nur wenn sie nackt ist, läßt sie sich etwas zum Essen aufzwingen. Immer wiederholt sie dasselbe: sie habe keinen Stuhlgang wie ein Mensch, der ganze Körper sei kaputt. Sie verlangt immer wieder Kompott, Regulin und Obst zum Essen, sie verweise von innen heraus, wie sie denn zu einem Stuhlgang kommen solle. Es sei doch die Hauptsache für einen Menschen, daß er eine gesunde Verdauung habe, sonst könne er doch nicht leben.

Am 22. August schreibt sie an den Vater einen sehr netten Brief (Brief IV), darin kommt vor:

„Ich sitze in der Dämmerung und trauere um die Vergangenheit, deren Fröhlichkeit ich der Gegenwart wiederschenken möchte und nicht kann. — Daß ich nicht aus meiner Haut herauskann, ärgert mich hundertmal. Ich frage mich, warum bist du überhaupt so. Es ist die Lenore von früher, die dir schreibt und nicht die gegenwärtige, die wortlos auf der Bettkante sitzt.“

Häufig kann man beobachten, daß sie auf die Geräusche, die von außen an sie herandrängen, z. B. auf das Pfeifen der Lokomotiven vom Güterbahnhof her, auf das Sprechen der Kinder auf der Straße usw. deutlich Bezug nimmt. Einmal will sie unter den Worten, die sie auf der Straße gehört hat, „Bluthund“ verstanden haben, und bezieht das bald auf sich, bald auf den Arzt. Sie muß nun offer gefüttert werden, auch längere Zeit mit dem Schlauch. Sie läßt sich dies ganz ruhig gefallen. Den Vater hält man vom Besuche fern, da er sich zu sehr erregt. Bei Besuchen des Onkels Edgar erweist sie sich nicht wesentlich verändert, sie ist zu ihm ganz nett, bleibt aber still, fragt nicht nach Haus, spricht sich auch

nicht weiter aus. Wiederholt kann man bei Besuchen des Onkels bemerken, daß sie von ihm wenig Notiz nimmt, solange der Arzt Dr. Franz im Zimmer ist, und nur den Arzt beständig mit ihren Blicken verfolgt.

Im September tritt ziemlich rasch ein merklicher Umschwung ein. Sie verlangt in den Garten, ans Klavier usw. Doch schieben sich dazwischen immer wieder Tage, an denen sie durch merkwürdige Äußerungen auffällt. Besonders läßt sie von dem Gedanken, eine gespaltene oder durchbrochene Speiseröhre zu haben, nicht ab. Einmal äußert sie zum Arzt nach einer langen Verlegenheitspause: „Kann ich nicht Ihren Urin trinken, um gesund zu werden?“ Ihre hypochondrischen Ideen von der gespaltenen Speiseröhre usw. bringt sie mit großer Bestimmtheit vor, besonders auch ihren Angehörigen gegenüber. Im übrigen verhält sie sich aber geordnet, auch in der Kleidung ist sie jetzt sorgsamer; sie ißt und schläft gut. Als man ihr eines Tages erlaubt, mit ihrem Besuch in den Botanischen Garten zu gehen, verhält sie sich eine Zeitlang ganz korrekt und geht ruhig mit. Als sie aber einen Moment unbeobachtet gelassen wird, springt sie ganz plötzlich, ohne etwas zu sagen, dort in das Becken des Springbrunnens, versucht in ihm unterzutauchen und schwimmt im Wasser herum. Sie wird dann herausgeholt, kommt lächelnd in die Klinik und verweigert jede Angabe irgendeines Grundes über ihr Verhalten. Wenn sie zuweilen von den Angehörigen auf kleine Spaziergänge mitgenommen wird, fällt sie noch dadurch auf, daß sie einen eigenartigen Gang hat: sie macht dann gewöhnlich wenige kleine Schrittschen und bleibt stehen, dann wieder einige kleine Schrittschen und bleibt wieder stehen. Sie motiviert dies nicht, läßt sich in dieser Zeit überhaupt in Erörterungen über die vergangene Zeit nicht ein und gibt gar keine Auskunft.

Aus einem Brief vom 4. Oktober morgens (an Dr. Franz) (Brief V):

„Lieber Freund, gestern gab ich mich dem Gefühl der vollkommeneren Wurstigkeit hin, um heute deprimiert zu erwachen . . . Meine Gedankenleere wird mir peinlich. Ich möchte ein bischen mit Ihnen plaudern, wie ich eigentlich zu dieser Krankheit kam. 19 Jahre und das Leben einer Ahne zu führen, ist nicht sehr plaisirlich. Ist die Welt einmal durch mich übergeschnappt? Verdienen Sie das Vertrauen, das ich Ihnen immer geschenkt habe? . . . Lassen Sie uns in eine bessere Welt verschwinden. Zuerst muß ich aber gesäubert in der jetzigen vergehen. Mein Stuhlgang ist so zerrupft. Brauche ich doch einen Arzt für körperliche Krankheiten; das ist meiner Ansicht nach wichtiger. Psychiatrische Klinik klingt etwas zweideutig.“ — — —

Abends:

„Lieber Freund, . . . ich bin ja auch krank, daß ich mich vor Menschen kaum mehr blicken lassen kann. Ich bin ganz, ganz kaput. Bald verdaue ich vorne herum, bald durch das Rückgrat, durch Schulterblatt und Arme. Ich bitte Sie, wo soll denn das hinaus? — — — Ich tröste mich plötzlich mit dem Gedanken, daß meine Seele in einem Baby lebt, dessen Lebensbewußtsein noch nicht erwacht ist. Könnt ich für dieses Baby sterben, um ein besseres Erwachen zum Leben zu haben. Das Baby müßte aber dann ein ganzer Mensch werden. Guten Abend, Doktor, eine lebende Leiche grüßt.“

In dieser Zeit schickt sie ein Gedicht an Onkel Edgar, der eine Abschrift mitteilt:

Mich treibt die Sehnsucht nach den Menschen hin  
 Die einmal mir so lieb gewesen  
 Es ist ein Suchen und ein nie genesen  
 Ein sich verwerfen — — — — —

Wo ist die Heimat die den Frieden bringt?  
 Kann sie nicht überall sein auf der Erde?  
 Könnt ich zerreißen, daß ich besser werde  
 Und daß der Mensch könnt wieder ganz erstehen.

Ein süß Geheimnis birgt Vergangenheit  
 Kann es die Gegenwart nicht wieder bringen?  
 Das jauchzende Erwachen das Gelingen  
 Und die geteilte Seligkeit.

Ende Oktober verschwinden die hypochondrischen Ideen. Sie spricht sich allerdings wenig über ihr Innenleben aus, doch tritt eine wesentliche Änderung ein. Im November beginnt sie auf ihr Äußeres Wert zu legen. Sie kleidet sich nett, macht große Einkäufe, kauft so ziemlich alles, was ihr gefällt, stellt sich geschmackvoll und gewandt allerlei Kostüme zusammen, zu denen sie teilweise Sachen, z. B. Bauernschuhe, sich selber strickt. Sie frisiert sich jeden Tag auf eine andere Weise, macht große Gänge, raucht sehr viel, mit Vorliebe Zigarren! Freut sich sehr auf ihre Entlassung, macht große Pläne, ist sehr nett mit ihren Angehörigen und auch den Ärzten gegenüber sehr natürlich und liebenswürdig. Sie legt Wert auf Konversation, ist sehr witzig, lebhaft, überlegen, zuweilen etwas schnippisch. Sie liest viel, geht oft spazieren, macht sich ihren Kochzettel selbst, bestimmt allerlei Leibspeisen.

Sie ist sehr dankbar, wenn man sich mit ihr beschäftigt und interessiert sich auch für andere Kranke auf der Abteilung.

Am 29. November 1910 wird sie entlassen. In der letzten Zeit war sie in sehr regem Verkehr mit „Frau Major“, einer hypomanischen Zimmernachbarin. Teilweise gingen ihre etwas extravaganten Ideen von der anderen aus. Während die andere aber zuweilen über die Stränge schlug, war es bei Lenore Banting niemals der Fall. — Noch in der Klinik sprach sie zwar selbst zuweilen spontan von der Tatsache ihrer Krankheit, war aber durchaus nicht geneigt, auf Einzelheiten einzugehen; sie bat vielmehr, man möchte sie darüber doch in Ruhe lassen; sie werde später gern bereit sein, einzelnes zu erzählen, die Erinnerung daran sei ihr jetzt noch zu schrecklich.

## Lebenslauf II.

### 3. Kapitel. Verreist.

Mit dem Einzug in die psychiatrische Klinik sehe ich mich meiner Ehre und meines guten Namens beraubt, denn die kalten Steinwände, die Gitter sagen mir deutlich „du bist im Gefängnis“. Nur vorübergehend erkenne ich aus der Tracht des Personals das Krankenhaus. 5  
 Das Gefühl ein Gotteslästerer zu sein (wegen des Verrats des Messias-

geheimnisses und dem eigenmächtigen Abrufen der ganzen Menschheit) läßt sich mit den Gefängnismauern vereinbaren! Auf einer isolierten Lagerstätte erwarte ich meinen Scharfrichter o. dgl. Da kommt auch  
 10 schon Dr. Schleifer. Ich fürchte ihn, denn ich hörte ihn eben noch vor der Türe ein Messer „schleifen“, weshalb mir später sein Name einen unheimlichen Schreck einflößte. Durch Augenschließen will ich ihn von meiner heiligen Unnahbarkeit überzeugen. Auch legt die Sonne gerade einen Heiligenschein über meinen Kopf. Ich bitte Gott ständig,  
 15 mir beizustehen und mich zu beschützen, aber ich höre die ersten wehklagenden Stimmen über mir „ich kann ja nicht mehr zu dir“. Bald darauf macht das Badezimmer meine Bekanntschaft. Hier soll gewiß gefoltert und gezeißelt werden. Aber durch entsprechende Sprünge, Stellungen und Augenschließen bin ich gegen den Angriff  
 20 gefeit und unverletzlich. Abends habe ich noch einmal aus den Gebeten und Gesprächen Christus zitiert in der festen Überzeugung, selbst der Erlöser zu sein. Die Begebnisse der folgenden Tage erinnere ich mich, wenn auch nicht in der rechten Reihenfolge ungefähr wie folgt. Eines Morgens erwache ich im seligsten Gefühl auferstanden oder  
 25 neugeboren zu sein. Wie erklärt sich diese weltentrückte, selige Verzückung, ein überströmendes Gefühl der Befreiung von allem Irdischen und des Glück! Mir fehlen Worte um jene empfundene Herrlichkeit des befreiten und verreisten<sup>1)</sup> Geistes zu schildern. Wo hat der Geist gewelt? Folge einer Einspritzung? Ich bin vielleicht ein Jahr alt  
 30 und sehr schön. Aus dem lichten Glückgefühl beginne ich zu fragen. Bin ich die Sonne, wer bin ich? Ich muß der Gottheit liebstes Kind wohl sein. Vater! wo ist mein Vater? Wo ist meine Mutter? Ich will zu meinem Vater! Ich beginne zu vermuten, daß Onkel Edgar als Gott verwandelt, mein Vater ist. Er wird mich abholen. Natürlich  
 35 werden wir fliegen und zwar in die Sonne, dem Wohnort der Auferstandenen, deshalb meine Vorliebe zur Sonne und das Hin aufwollen am Fenster. Vorläufig sitzen Fräul. von Winfried und die Pflegerin Anna am Bett. Sie sind beide sehr schön! Anna muß Goethe sein. Frl. v. Winfried ist Schiller, oder gar meine Mutter. Sie hat das Gesicht eines  
 40 Teufels in Engelsgestalt. Unter den Pflegerinnen ist sie die einzige, die ich dauernd abgöttisch verehere. In ihrer Gegenwart lernte ich mich schämen und beherrschen. — Gegen Abend gelange ich zur Überzeugung, daß ich Nietzsche bin. Nietzsche war ein Gotteslästerer gleich mir und ist verrückt geworden. Wieder bin ich einen Moment meines  
 45 Gestörtseins bewußt.

Abends sehe ich Dr. Franz zum erstenmal. Er kommt mir mit Liebe entgegen und will mich beschützen vor den Verfolgern, deshalb gewinnt er mein Vertrauen. Man soll den Tag nicht vor dem Abend

<sup>1)</sup> Fragen ergaben, daß sie damit „getrennt vom Körper“ gemeint hatte.

loben. Kaum bisher habe ich eine solch gesteigerte Angst ausgestanden wie in dem kochenden Bad, in dem ich mich jetzt beruhigen soll! Mir 50 zur Seite wacht der Ausbund aller Niederträchtigkeit Schwester Lina, die das ganze Halbjahr eine üble Nummer spielt. Wie eine Katze bewacht sie mich, bereit bei jeder Bewegung über mich herzufallen. Sie will mich zu Tod brühen, denn ich soll die ganze Nacht im Bad bleiben und ich will doch so gern schlafen. Sie bejaht meine Frage, 55 ob ich Frau X. umgebracht habe! Von draußen höre ich ein wildes Aufbegehren der Menschen. Sie suchen die Menschenmörderin. Ich meine vor Angst zu sterben und ich erkenne, du bist aus Angst verrückt geworden. Aber ich habe keine Zeit dies zu bedauern. Lina schleicht in den schwarzen Nebenraum. Aha, jetzt verrät sie mich an den ver- 60 steckten Mörder. Doktor, Doktor zu Hilfe. Dr. Franz kommt wirklich. Ist es zu verwundern, daß er mir als der wahrhaftige Christus in die Erscheinung tritt, nachdem ich unglaubliches durchgelitten habe? Seit dem Abend übertrage ich die Christusvorstellung auf ihn, und wir lösen uns im Lauf der Monate als Christus ab. Auf jeden Fall 65 ist er als Christus ein Stück meiner Seele, (der des „Christkinds“). Das spätere Flehen und Rufen nach A. Z.<sup>1)</sup> galt wiederum nur Dr. Franz, denn A. Z. erschien mir seit der Erkrankung in ganz abstoßender Beleuchtung, und Dr. Franz konnte ich doch unmöglich „Christus“ betiteln, weshalb ich ihm den Namen A. Z. gab. Die Menschen, die von 70 jetzt ab in meinen Gesichtskreis treten, teile ich in Christen oder Engel und Teufel ein. Letztere haben starre, gläserne oder böse Augen, und ich fürchte sie. Mit großer Aufmerksamkeit verfolge ich das Aussehen der mich Umgebenden. Heute haben sie frische Farben: sie sind gesund; morgen sehen sie gelb aus. Der Teint gleicht der Hautfarbe 75 auf Lenbachs Porträt, sie haben gewiß Gallensteine. Es bewegt sich jemand von meinem Bett zur Tür oder besser den Gang entlang: Die Verkürzung der sich entfernenden Person ist so auffällig, „gewiß ist sie schwindstüchtig“. Den größten Widerwillen habe ich gegen unsympathische oder häßliche Gesichter, dagegen freue ich mich über 80 das sympathische oder farbenfrische Aussehen anderer, die ich entsprechend benenne: Frau Sonne etc. Ich mute mir zu, daß mein Blick andere verschönt und versuche diesen Zauber bei meinen Pflegerinnen. Die ganze Welt ist in ihrem Wohl und Wehe überhaupt von mir abhängig. Sie soll von mir verbessert und erlöst werden. Die Veränderung 85 der Menschen bestätigt, daß wir auf einer höheren Stufe der Entwicklung stehen und der Übergang ins Paradies steht bevor. Im Paradies werden aber alle irdischen Hüllen abgeworfen; einer muß den Anfang dazu machen. In einem traumartigen Zustand hatte ich die Ein-

<sup>1)</sup> Siehe Lebenslauf I, Zeile 43.

90 gebung, wenn du dich nicht schämst, dein Hemd angesichts eines Mannes  
 zu zerreißen, kommen im selbigen Augenblick alle Menschen ins Paradies.  
 Der Betreffende macht dich zu seiner Himmelsbraut und du wirst die  
 Königin des Himmels sein. Dies ist ein Motiv des fleißigen Zerreißen  
 meiner Leibwäsche. Eine andere Vorstellung ist, daß ich als göttliches  
 95 Wesen überhaupt keine Kleider anhaben darf, ebensowenig ich dabei  
 essen darf. Ich lebe auf einem anderen Planet, habe einen auferstan-  
 denen Körper, ich spüre meinen physischen Körper nicht mehr und  
 halte mich für ein vergeistigtes Wesen, das nur von Luft und Liebe  
 lebt. (Nahrungsverweigerung.) Kleider fühlen sich so unangenehm an,  
 100 besonders Schuhe und Strümpfe sind verwerflich. Es hätte aber nur  
 meine Heiterkeit erregt, wenn jemand anderes ebenso unbekleidet  
 sich harmlos, wie ich dieses Evalebens erfreut hätte. Ich bin eben ein  
 Wunderkind, um das sich alles dreht! Heute kommt die große Visite!  
 Die Herren wollen sich das Wunder ansehen. Vor Dr. Heinrich erschre-  
 105 cke ich maßlos. Der Teufel in Civil! Der Erzteufel! Er fragt auch  
 noch „wer bin ich?“ Eilig überlege ich mir: sagst du ihm, er ist der  
 Teufel, dann ermordert er dich unfehlbar. Ich antworte deshalb „mein  
 Vater!“, denn der Vater bringt die Tochter nicht um. Ich greife im  
 Bewußtsein zu dieser Notlüge, derer ich mich schäme. Es ist nur gut,  
 110 daß Dr. Franz dabei ist und mich beschützen kann, denn Dr. Hinrichsen  
 flößt mir auch ein unheimliches Grauen ein, mit seinen starren blauen  
 durchbohrenden Augen. Ihn trifft später die Benennung „der lange  
 Teufel“, aber er ist ein ganz liebenswerter Teufel. Dr. David hat einen  
 so aufdringlichen Blick, ich übersehe ihn deshalb. Später kommt Herr  
 115 Dr. Schwab. Wie ein Raubtier springt er an mein Bett, aber er ist mir  
 ziemlich gleichgültig. Nach einiger Zeit hasse ich ihn, denn er wird mich  
 heiraten wollen! Vor Angst kann ich nicht zuhören was die Herren  
 mich fragen, deshalb antworte ich auch nichts. Die Pflegerinnen sind  
 teilweise verkappte Männer, die wie alle Menschen beim Flug ins Paradies  
 120 ihre Kleider abwerfen werden. Ich leide während der ganzen Monate  
 unter ihrer Behandlung, speziell empfinde ich ihre Lieblosigkeit. Trotz-  
 dem ich ein menschenunwürdiges Dasein führe, bin ich sehr liebe-  
 bedürftig. Warum halten sie mich immer fest? Ich tue ihnen doch  
 nichts und beiße und kratze sie nur aus Notwehr. Ich fürchte keine  
 125 eigenen Verletzungen, die in dem leeren Raum doch nicht erheblich  
 sein können. Aber indem sie mich halten, zwingen sie mich in ihre  
 unappetitliche (Lina, die täglich ablöst!) Nähe und drehen mir öfters  
 das Handgelenk gewalttätig um. Der Besuch und jede Anwesenheit  
 meiner Angehörigen ist mir seit dem Ausbruch der Krankheit zuwider.  
 130 Sie werden gerufen, um mich zu beschämen und demütigen. Warum  
 leben sie überhaupt noch? Ich habe sie doch abgerufen! Ich hasse  
 und fürchte sie ausnahmslos. Ich brauche sie auch garnicht. Für mich

existiert nur Dr. Franz. Ihm gehört mein Wünschen und Denken, ich selbst, es ist unmöglich, daß wir je wieder getrennt werden, ebenso ausgeschlossen ist es, daß ich meinen früheren Lebenswandel wieder 135 aufnehme. Wie lächerlich mir von künftigen Ritten und Zerstreungen zu sprechen! Ich habe ja keine Vergangenheit mehr. Ihre Erinnerung ist flach, freud-, leid- und bedeutungslos! Ein Auferstandener müßte ähnliche Gefühle über das Wesenlose des vergangenen Lebens haben. Aber die Verwandten kommen immer wieder! Ich halte sie für dumm 140 oder schlecht. Sie bringen vergiftete Bonbons mit, und ihre Taschen bergen Dolche. Ich meine in dieser Zeit häufig ich stürbe; denn um den Hals habe ich ein beklemmendes Gefühl und in der Spiegelung der Fensterscheibe sehe ich zwei schwarze Katzen an meinem Hals nagen. Ich überlege mir: Wie stirbt man christlich, wenn man die meisten 145 Menschen, darunter seine nächsten Verwandten haßt, von denen man Abschied nehmen soll? Ich halte es für ein furchtbares Gottesgericht in Irrsinn zu sterben. Den Besuch nehme ich nur an, in der Meinung die Ärzte hätten Interesse daran, die Beziehungen mit meiner Familie zu erhalten, damit letztere mich nicht enterbt. Ich habe allerdings 150 viel nach meinem „Vater“ gerufen. Mein „Vater“ bedeutet mir jedoch Gott, den ich mit Lästerung verlassen habe, und zu dem ich zurück will. Außerdem habe ich später oft die schmerzliche Empfindung, daß die Verwandtschaft mit plumper Neugierde oder Furcht mein erbärmliches Verhalten beobachtet, und daß ich als Mittelpunkt der 155 Besprechung und Beobachtung von Laien eine demütige Rolle spiele. Besonders wenn ich gegen mein Empfinden die peinlichsten Dinge rede, aus denen die Zuhörer kurzsichtige Schlüsse ziehen können. Auch nach der Genesung war das Gefühl mir oft verletzend und peinlich unter diesen Verwandten zu leben, da ich mich der häßlichsten Einzel- 160 heiten wieder klar erinnerte. Eine lange Zeit halte ich Papa und die Hausdame für gleichfalls gestört und in anderen Abteilungen der Klinik eingeschlossen, von denen aus sie mich manchmal besuchen dürfen! Alle bringen und schicken mir so viele Blumen. Ich nenne jene Sträuße nur die „Totenbouquets“. Sie werden gereicht in der Vorfreude auf 165 meinen Tod und sind grausige Anspielungen, daß es Zeit ist abzugehen! Während sieben Monate werden Blumen mir deshalb unerträglich. abgesehen von Geruch und Farbe, worauf ich noch zurückkomme. Die ständige Angst vor allem Möglichen war ein Grund, daß ich mich über nichts aussprach. Mittlerweile treten mir die Herren Ärzte in die 170 Erscheinung der Karikatur. Die meisten gleichen Eseln mit abstehenden Ohren oder sie sind X- oder O-beinig oder eckig und unproportioniert. Wie langweilig stehen sie um mein Bett! Sie können mich gar nicht unterhalten! Sie wissen garnichts! Sie starren mich an und laufen wieder mit geballter Faust davon. Sie ändern nichts und sind dumm! 175

Bei den Pflegerinnen stört mich das schwere Schuhzeug an den Füßen. Sieht es nicht aus wie Pferdefüße? Wie plump und ungraziös!

Hinter den unsympathischen Gittern eröffnet sich der Blick „ins Paradies“. Die Farbenprächtigkeit der blühenden Natur übt einen  
 180 faszinierenden Eindruck auf mich aus. Das muß eine andere Welt sein, die ich noch nie gesehen habe! Diese Welt, in der alle Tiere und Pflanzen eine verständliche Sprache reden, in der die Menschen sich alle lieben werden. Die Welt, die bald in die Sonne fällt, ins Paradies. (Vorliebe zur Sonne.) Um dahin zu gelangen, gehört eine ganze äußere  
 185 Umgestaltung der Menschen. Nicht allein, daß man unbekleidet lebt, sondern ich stelle mir z. B. vor, goldene Locken zu bekommen, weshalb ich häufig das nie verstandene „Haare weg“ rufe in Erwartung, daß mir die Haare ausfallen. — In dem Gefühl meines verklärten Zustandes gefalle ich mir im Singen und pathetischen Sprechen, verweigere  
 190 die Nahrungsaufnahme: ich habe kein Bedürfnis mehr zu essen, ich erwarte das Paradies, wo man sich von Früchten nähren wird. In späterer Zeit erregt das Essen meine Abneigung, weil ich es für Menschenfleisch oder lebende Tiere halte, die sich vor meinen Augen bewegen.

195

#### 4. Kapitel. „Die Hölle fängt an.“

Allmählich geht der erste Zustand der Verzückung in das Gegenteil über. Ich sehe und höre mich in meiner Bestrebung eine ideale Welt zu schaffen, immermehr getäuscht; denn von draußen dringen unausgesetzt Menschen- oder Hundestimmen an mein Ohr, die mich schmähen  
 200 und lästern oder verspotten und mir Vorwürfe machen, z. B. „ich zerreiße“ oder „Lenore, du machst alles kaput“. Ich höre anscheinend auf große Entfernung, es entgeht mir kein Geräusch, denn alle Menschen auf der Straße verstehe ich von mir sprechen und über mich schelten. Was ich später als „Stimmenhören“ bezeichne, klingt ganz  
 205 anders. Auf jeden Fall bin ich überzeugt, daß jedem klappernden Geschirrwagen die Ware vor meinem Fenster zerbricht und der Fuhrmann fluchend weiter fährt, daß jedes Unglück, das die Zeitung (resp. „Woche“) bringt, sei es ein untergesunkenes Schiff oder abgestürztes Luftschiff, eine Folge meines allbeherrschenden Willens ist! Einige  
 210 Male meine ich Gott selbst zu sein! Die Ärzte haben lange genug gute Miene zu bösem Spiel gemacht. Sie überlegen sich jetzt, wie bringen wir die verdammte Hexe aus der Welt? Sie ließen mich schon ein paar Mal im Hexenkessel (dem Bad) kochen, aber Lenore Banting ist nicht umzubringen. Sie hat uns des Verstands beraubt, wir kennen uns  
 215 selbst nicht mehr. Sie verzaubert Dr. Heinrich in Dr. Franz usw. „Ich weiß genau, daß ich eire Hexe bin.“ Die Lokomotive pfeift ja täglich über die ganze Welt „die Hexe“; die Gassenkinder schreien die Hexe kommt“. Wo soll ich nur hinblicken? Unter meinem Blick

verwandelt sich ja alles. Eben sehe ich auf die Straße. Einer Dame, die mit einem Herrn geht, fällt ein Kind aus dem Rock und wächst 220 unter meinen Augen bis zur Größe von 4—5 Jahren und torkelt nebenher. Andere verlieren fleischfarbene Wunder unter den Rockschoßen, ein drittes wird zum Krüppel. Die Menschen sind wütend: „Alte Hexe, mach ein Ende, dürfen wir immer noch nicht sterben? Schlagt die alte Hexe tot!“ Oder sie flehen weinerlich „Bitte, bitte liebes Lore- 225 kind hör doch auf.“ Viele ihrer Stimmen ähneln oft denen von Papa, Mama, Onkel Edgar, meiner Brüder. Etwas Ergreifendes haben die häufigen flehenden Kinderstimmen. Welche Qual absichtslos alle zu vernichten! Nur Dr. Franz steht mir noch bei. Nur seine Gegenwart beruhigt momentan. Ich weiß, er nimmt mir einen Teil der großen 230 Erlösungsarbeit ab. Aber bald wird er mich wie alle anderen verachten! Große Erleichterung bringt der seltene Schlaf. Einmal als Schlaf und zweitens weil ich oft nach seligen Träumen erwache, über die ich mich einen ganzen Tag freuen kann. Aber es soll noch schlimmer kommen. Ich bin ja garnicht im Gefängnis, ich bin im Vorraum der 235 Hölle, ich lebe unter Teufeln und Mördern, wehe mir! Die Klinik verändert sich von meinem Gesichtspunkt aus in zwei Teile. Die „Abteilungen“ bilden die Teufelswohnung, das Haupthaus die unerschließbare Pforte zum Elysium. Ich bete vor dieser Türe! Badezimmer ist gleich Hexenkessel, die anschließende Küche die Hexenküche. Da- 240 zu kommt, daß ich die aufdringliche Leuchtkraft verschiedener Farben (Blumen etc.) als Teufels- oder giftige Töne empfinde, die eine schmerzhaft Ausstrahlung haben, z. B. rot, braun, grün, schwarz (Druckerschwärze, tiefe Schatten, schwarze Fliegen), während blau, lila, gelb und weiß dem Blick sympathisch ist. Das Tastgefühl wird im Anfassen 245 von Holz (man gibt mir vergiftete Bleistifte!), Wolle, Papier insofern unangenehm berührt, als ich dabei ein „verbrennendes“ Durchziehen aller Gliedmaßen spüre. Dasselbe mit „Verbrennung“ bezeichnete Gefühl stellt sich vor dem Spiegel ein, dessen „Ausstrahlung“ mich ätzend überläuft; (deshalb fliehe ich den Spiegel). Am besten lassen sich 250 noch Porzellan, Metall, kleine silberne Löffel, dünne Leinenstoffe angreifen oder mein eigener Körper an bestimmten Stellen.

Ich werde von früh bis spät von meiner Umgebung gequält. Der Teufel regiert die Welt. Die Erscheinung der Menschen wird beängstigend. Sie gleichen entweder wilden Tieren (die Herren Affen, die 255 Pflegerinnen Hunden und Katzen) oder sie sind Teufel und Mörder. Schon bei der künstlichen Ernährung wollen sie mir die Seele aus dem Leib treiben. Frau Oberin ist dabei die Tückischste; ich halte nur still, weil Dr. Franz dabei ist. Das Gefühl mit dem Schlauch im Mund ist obendrein schmerzlich: Der Schmerz steigert sich bei der zweiten Hälfte 260 der Fütterung, der festeren Nahrung. Der Kopf wird vom Rumpf

getrennt, die Augen fallen aus, die Zunge wird abgeschnitten, ich er-  
 sticke und sehe dabei die fürchterlichsten Menschen, Gerippe und Tier-  
 265 wolle mich entweder im Hexenkessel verbrühen oder sie fassen mich  
 roh wie ein Pferd dabei an, daß ich überzeugt bin, ein Tier zu sein.  
 Nun hält man mich wieder eine Ewigkeit auf dem Sofa fest, was aller-  
 dings den Körper zur Ruhe bannt, aber der unsichtbaren Gedanken-  
 tätigkeit einen abgründigen Spielraum läßt. Bewegungen, die für den  
 270 Zuschauer beängstigende Anblicke sind, bedeuten dem Kranken manch-  
 mal eine harmlose Zerstreuung (das Hüpfen z. B.). In boshafter Ab-  
 sicht binden mich „die wilden Tiere“ heute in die nasse Packung. Ich  
 kann diese Verpackung ebensowenig leiden wie das Einsperren hinter  
 der Bettspreite, denn „unter mir bewegen sich Tiere oder zuckende  
 275 Leichen von Menschen, die ich ermordet habe“. Aus Quälerei und zur  
 Strafe bindet man mich auf solche Haufen. Ich fliehe mein Bett aus  
 den verschiedensten Vorstellungen. Anfangs erscheinen mir die kalten  
 weißen Tücher als Leichentücher. Das Bett ist mein Todtenbett. Ich  
 soll darauf sterben. Es wird so lange gedeckt bis ich gestorben bin.  
 280 Einmal z. B. sitzt Pflegerin Anna am Bett und weint: „Sie beweint  
 zweifellos meinen Tod und hält jetzt Totenwacht bis die Angehörigen  
 zur Totenschau kommen!“ Ich bin also gestorben, und auch ich weine  
 darüber. Mit der Berührung der Bettwäsche verbindet sich das Gefühl,  
 es lägen lauter Tiere mit mir im Bett. Man hält mich auch noch unter  
 285 der Decke fest, die so widerliche Eindrücke auslöst. Der Schlaf in  
 diesem Bett „dem Stall mit gemischten Bewohnern“, ist eine Schande.  
 Mit der Bezeichnung „mich bekrabbeln“ meine ich das Gefühl, daß  
 mich verwesende Tiere oder Leichen immerfort anfassen und um-  
 spinnen, ein Zustand im Sommer eintretend und eine Ursache mich  
 290 zu entkleiden.

Ich fürchte den Abend. Das offene Feuer wird an langen Stöcken  
 aus der Hölle geholt (das Anzünden der Lampen). „Kommt der Teufel  
 heute Abend oder nicht?“ Er kommt wirklich mit einer „Giftspritze“.  
 Die furchtbarste Angst habe ich vor diesen Morphiameinspritzungen<sup>1)</sup>.  
 295 Man will mich vergiften „freue dich zum letzten Mal, morgen bist du  
 tot“. Niemand erklärt mir, was man mit mir beginnt. Schmerzlich  
 empfinde ich, daß mein „Christus“ Dr. Franz ein Teufel (in der Ab-  
 sicht der Einspritzung) geworden ist, aber ich liebe ihn doch noch.

Das Erwachen nach diesen Betäubungen ist ein grausiger Zustand.  
 300 Die Glieder sind schwer und steif, das Blut rollt schwer wie „Gift“  
 hindurch, ich komme nicht zur Besinnung und bewege mich mühsam.  
 An der Türe lauern zwei Hexen (die Pflegerinnen). Sie sehen auch so  
 gelb, filzig und vergiftet aus wie ich mich mir vorstelle. Fast bemitleide ich

<sup>1)</sup> Sie bekam nie Morphin, doch gelegentlich Hyocin.

sie, trotzdem ihr aufdringliches Sichanschniegen mich anekelt. Aus diesem Zustand erkläre ich die spätere verkehrte Zeit- 305 rechnung: „Ich hatte ein Halbjahr geschlafen“; den Ärzten gelang die Vergiftung nicht, ich bin daraus erwacht und fürchte wiederholte Versuche mich umzubringen. Sicher bin ich nicht das einzige Opfer dieser Vergiftungen. Die Teufel vergiften alle Wehrlosen. „Der Menschenmord hat schrecklich zugenommen“ sprechen die Stimmen. Ich 310 weiß, daß Onkel Edgar und Dr. Hinrichsen ihre Frauen auch so beseitigt haben und wollen während deren Betäubung mich heiraten. Ich verspreche mich je nach wechselnder Zuneigung dem einen oder dem anderen. Auch mit Schlafpulvern will man mich vergiften. Ein anderes Mal wird eine Blutuntersuchung am Ohr gemacht, woraus ich schließe, 315 daß man mir Gift zu den Augen leitet, um diese zu erblinden, damit die Lüge vor der Welt, ich sei augenleidend, in Rüdesheim zur Wahrheit würde<sup>1)</sup>. Ich weine über diese Beanstandung (?) von Onkel E. mehr als über die Aussicht der Erblindung. In dieser ganzen satanischen Epoche bin ich auch ein Teufel und spüre manchmal darüber eine 320 teuflische Freude. Nur „küssen“ bei der Begegnung mit Verwandten ist mir zuwider, weil ich die Unaufrichtigkeit meines und ihres Kusses durchfühle und im Geräusch des Kusses verstehe ich „Pfui Teufel“. Die Schnaken in den heißen Nächten wollen mich „fressen“, „die Hölle fängt an“, „die ganze Hölle wird wach“ rufen die „Stimmen“ mir zu, 325 und ich fürchte, daß die Welt bis auf ihren Urzustand, nämlich den der „Hölle“ zurücksinkt. Bei einem Gewitter steigert sich diese Furcht, daß Gott alle Menschen wieder zu Tieren macht, und die ganze Kultur- entwicklung zerstört. Ich springe wie toll umher, weil ich vorher noch in den Himmel möchte. Mög' mich ein Blitz erschlagen! Auf einmal 330 bringt ein gewaltiger Donnerschlag mich zur vernünftigen Einsicht, daß ich im Bett am besten aufgehoben bin.

##### 5. Kapitel. Sinnestäuschungen und anderes.

Die Gehöreindrücke teile ich in verschiedene Gruppen ein, nämlich die mißverstandenen Menschenstimmen, 335 die Tierstimmen, die sprechenden Geräusche, die Geisterstimmen.

Erstere Stimmen streifte ich im Laufe der Erzählung. Es kommt aber noch einiges dazu. Nicht nur aus der weiten Entfernung, sondern 340 die nächsten Anwesenden verstehe ich oft ganz merkwürdig. „Sie hat kleine Kinder ermordet, sie sagt's nicht, deshalb ist sie hier“, erzählt Dr. Schleifer dem Fräulein von Winfried. „Sie hat mich verraten“,

<sup>1)</sup> Man hatte Lenores Großmutter in Rüdesheim diese Ausrede mitgeteilt, um zu verdecken, warum das Mädchen keine Briefe schrieb.

teilt Onkel Edgar der Pflegerin mit. Derartige Aussagen tragen zu  
 345 meinem Nächstenhaß bei. Auf dem Gang sprechen 2 Pflegerinnen  
 zusammen. Ich verstehe eine ganze Geschichte über mich . . .

„Die große Visite“ unterhält sich vor meiner Türe vor ihrem Eintritt  
 in mein Zimmer. Ich verstehe Dr. Schleifer: „Tu’ dir doch schnell  
 was, ich helfe dir wieder.“ Gleich ist es ein erneuter Sporn zu einem  
 350 Versuch, mich fallen zu lassen. Bei der Gelegenheit möchte ich einiges  
 über mein Bestreben „zu fallen“ sagen. Es hat wechselnde Ursachen.  
 Einmal gehorche ich gehörten Stimmen „Fall ab Lenore“. Ein ander  
 Mal kann die Welt nur durch meinen Fall erlöst werden, denn ich werde  
 totfallen, indem ich in einer Ebene, d. h. senkrecht vorwärts auf das  
 355 Gesicht oder rückwärts auf den Hinterkopf umschlage. Den Mut zur  
 Durchführung besitze ich nie und komme bekanntlich auf den Knien  
 oder dem Gesäß an. Ich ärgere mich unzählige Male über meine Feig-  
 heit, den Fall nicht durchzuführen und beachte und empfinde die paar  
 blauen Flecke nicht. Indem ich in Kniebeugstellung auf den äußersten  
 360 Zehen „hüpfe“, meine ich besser vornüber auf den Kopf aufschlagen  
 zu können. Ich suche wenn nicht den Tod, mir immerhin eine bedeu-  
 tende Verletzung zuzuziehen. Derartige mißverständene Menschen-  
 und andere Stimmen tragen die Hauptschuld an meinen wiederholten  
 Handlungen und Ausdrucksweisen. Bei den sprechenden Tieren kom-  
 365 men nur Hunde und Vögel in Betracht. Hunde schelten immer auf  
 mich: „Merkst du was, was du gemacht hast? Jetzt merkt sie’s bald!“  
 oder „Hilf dir, ich geh kaputt“, „ich zerreiße“.

Die Vögel unterhalten sich über meine Liebe: „Dein Doktor liebt  
 dich, dein Doktor liebt dich nicht, du verlierst dich, er hilft dir zur  
 370 linken Hand, die rechte rettet dich, die linke (bedeutet Hand) liebt  
 dich; er hilft dir zur Liebe zurück, dein Doktor liebt eine kleine Ver-  
 rückte, hilf ihm, oder „willst du mit, flieg ab (Fliegversuche meiner-  
 seits), du verlierst dein liebstes Kind, Kikeriki, Lenore, das jüngste  
 Gericht, hüpf’ doch fort! Lore, das Lorekind, Lenore Banting.“

375 Bei allen Stimmen bewundere ich das Vocalreiche, die Wortstellung  
 und den rhythmischen Klang. Nun zu einigen sprechenden Geräuschen.

Die Lokomotivpfeife: wehe dir, Lorekind, — wer gehorcht dir noch?  
 (ich antworte z. B.: „niemand“). Hilf dir!

Beim Rollen der Räder:

380                   Jetzt liebt er dich,  
                      jetzt ruft er dich,  
                      jetzt kommst du nicht,  
                      jetzt spottet er,  
                      jetzt spuckt er dich,  
 385                   jetzt haßt er dich  
                      jetzt reist er ab. —

Der Flügelschlag der Fliegen:

Die ganze Hölle wird wach etc.

Belehr' dich sagen, was du getan hast!

Lenore Banting wer gehorcht dir noch?

390

Das Türschließen, das Geräusch der Fußtritte und anderes redet:

Dein Doktor belacht seine dumme Lore

Du hast sein Glück verspottet.

Dein Vater bettelt um seine bessere Lore

Dein alter Vater weint. ∪ -- ∪ -- ∪ --

395

Gute Kinder können fragen. -- ∪ -- ∪ -- ∪ -- ∪

Kommt die kleine Lore nie mehr zu Herzen zurück?

Gute Kinder spielen mit einander,

Er gehorcht dir nicht.

Dein Doktor beweint dich. ∪ ' ∪ ' -

400

Er hätte dich lieber gehabt. ∪ -- ∪ ∪ -- ∪ ∪ --

Er beweint die Dummheit.

Du wolltest immer verrückt bleiben

Du wolltest immer verspottet, beweint bleiben.

Der Teufel liebt nie mehr.

405

Du zerreißt dich tausendmal,

Du bestrafst dich selber tausendmal.

Hilf dir doch brav.

Bettel brav.

Das Läuten der Glocken z. B.

410

Wehe dir Lorekind.

Tu's doch nie mehr.

Hilf dir doch brav zum besseren Ich zurück.

Die kleine Lore will nie mehr geliebt sein.

Dein Gott ruft die Lore.

415

Kommst du nie mehr zurück?

Das Klopfen mit dem Finger an meinen Eckzahn redet:

„Das Baby ruft den toten Gott.“

(Auf diese Weise spreche ich mit Gott, es wäre aber eine Sünde, gehörte Worte als eigene zu verwenden und auszusprechen.)

420

Einmal verstehe ich beim Essen im Anschlag der Zähne:

„Freu dich jetzt schmeckt dir's, jetzt frißt du deinen Doktor auf!

Entsetzt werfe ich die Gabel weg. Dr. Heinrich räuspert sich egal:

Zu dumm, die dumme Gans!

425

„Geisterstimmen“ habe ich unbewußt immer diejenigen Stimmen genannt, die ich aus unmittelbarer Nähe höre. Sie setzen z. B. bei der künstlichen Ernährung ein und rufen „Fall doch nicht wieder rein,“

„Der schwarze Kaffee kocht ja schon.“ Seufzender, mitleidiger Ton:  
 430 „Du fällst ja doch noch rein.“ Während der Fütterung wollen diese  
 Stimmen mir alle helfen und mich von den Qualen ablenken. Ich suche  
 alles zu befolgen was sie sagen: z. B. nachdem die Milch eingegossen  
 ist: „Jetzt freu dich, mach die Augen zu, Du bist gerettet, flieg weiter  
 Kind! (ich versuche mich vergeblich zu heben, da ich gehalten werde)  
 435 ich stelle mir vor ein Engel zu werden. „Du bleibst ja da, kommst  
 doch nie mehr zu Menschen zurück.“ Habt Acht! Rache naht! (Die  
 zweite Portion wird gerichtet; meine unsichtbaren Geister weinen,  
 flehen und trösten mich über mir.) „Jetzt blicke grad aus, blick den  
 Doktor nie mehr an, jetzt weint er um seine schöne Lore, jetzt sag ihm  
 440 was oder bekenne ihm etwas, sing ihm dein Lied „laß mich ewig bei  
 dir sein!“ Wenn die Fütterung fertig ist, lasse ich mich häufig von der  
 Bettstelle fallen. Ich will „flieg ab“ nachholen. In den ersten Monaten  
 hörte ich häufig: „du willst doch gerade bleiben“. (Die Blickrichtung,  
 die nie seitwärts, sondern nur in blaue Augen sieht, war die Folge da-  
 445 von.) Manchmal vernehme ich eine tiefe erschreckend ernste, eindring-  
 liche Stimme, welche deutlich und langsam spricht „Höre zu“. Diese  
 mahnende Stimme ist Gottes, im Klang gehört sie Onkel Edgar oder  
 manchmal Dr. Heinrich an, die beide in meinem Begriff abwechselnd  
 Gott oder Oberteufel sind je nachdem ob Gott oder der Teufel die  
 450 Welt regiert. Deutlich höre ich einmal Dr. B., Papa, Erich und Mama  
 und Herbert. Die beiden letzteren wehklagen und seufzen und stöhnen,  
 daß es mich sehr schmerzlich berührt. Sie rufen mich beim Namen,  
 anderes habe ich vergessen. Andere Stimmen: „bekenne dich, bekenne  
 dich schöner!“ Verrate dich! „Mach Frieden Lenore zwischen Vater  
 455 und Sohn“ (ich breite die Arme aus). Vater ist Gott (Onkel Edgar)  
 Sohn ist Christus (Dr. Franz). Ich stehe dazwischen als Vaters Frau,  
 die den Sohn mehr liebt und ihn heiratet. Es entsteht ein Haß zwischen  
 beiden, den ich wieder in Frieden auflösen soll. Wenn ich Onkel E. als  
 „Vater“ begrüße, grüße ich den Gott in ihm, verwechsle ihn aber nie  
 460 mit meinem Vater.

Unter allen Erscheinungen d. h. Gesichtern kamen nur zwei be-  
 kannte und vollständige, nämlich meine Großmutter Eugenie Boldt,  
 die mich im Badezimmer tags einmal besucht und mit angstverzerrten  
 Zügen anschaut. In die spätere Zeit fällt eine nächtliche Begegnung  
 465 mit Dr. Franz. Er kommt durch die geschlossene Türe als durch-  
 sichtige entstellte, trotzdem unverkennbare Gestalt, nähert sich meinem  
 Bett und verschwindet. War ich vielleicht im Schlaf nach einer Ein-  
 spritzung und er wirklich da?. Beide Erscheinungen erschrecken mich  
 sehr. Alle spätern Gesichter sind Stückwerk. Im Anfang beschäftigt  
 470 mich viel das Auffangen des heiligen „Geistes“ mit den Augen, wie  
 ich es nenne, das sind kleine weiße durchsichtige Fetzen, die in der

Luft oder aus den Augen meiner Umgebung springen und wie tote d. h. kalte Lichter aussehen. Ich sehe auch, daß die Haut der Menschen ganz feine schwarze oder gelbe Strahlen ausspritzt. Ich sehe die Luft wieder von anderen merkwürdigen Strahlen und Schichten durch- 475 zogen. Endlos ist das Bereich des „Spuks“. Es spukt bei Tag und Nacht, der nächtliche Spuk läßt mir nicht Zeit zum Schlafen. Schon den ganzen Tag habe ich die wilden Tiere gefürchtet, die durch geschlossene Türen rasen oder die langsam und schwarz an der Wand lungern, bis sie sich unter das Sofa verkriechen und von dort mich 480 funkelnden Auges bewachen. Ich habe mich entsetzt vor den enthaupteten Männern, die durch die Gänge wandeln, vor den seelenlosen Körpern der Ermordeten, die mitten auf dem Parkett liegen. Wenn ich sie betrachte, verschwinden sie direkt „ich fange sie mit den Augen weg“, behafte aber mich statt dessen damit. Aus Mitleid habe ich ein- 485 mal von Frau Major einen großen Kopf abgefangen, der sich vor ihr herwälzte als sie zum Ausgehen bereit war. Früher sträubte ich mich zu gehen in der Meinung, ich verliere Fleischteile etc. wie ich es bei andern sah; jetzt hindern die anhaftenden Körperteile, die sich um mich und andere bewegen, mich am Ausgehen, denn ich könnte 490 auf der Straße ergriffen und ermordet werden. Heute haftet an der Schläfe von Frau Oberin die Nase von Dr. Franz, über dem Kopf von Dr. Hinrichsen schwebt ein honiggelbes Skalp, Dr. Heinrich umschwirren ganze Gliedmaßen. Dr. Schleifer hat einen Affenschwanz. Das alles sind unverkennbare Abzeichen der Menschenmörder. Auch mir haften 495 solche an, ich will nicht ausgehen, ich erröte ja, wenn ich jemand begegne! Wie kommt man dazu unbewußt Menschen zu ermorden? Ich möchte Amandas Bezeichnung „Abbrechen“ gebrauchen<sup>1)</sup>, denn ich bin überzeugt, daß ich beim Essen Menschen vertilge, deren Reste mir dann anhaften. Dies ist eine Hauptursache des späteren Fastens. 500

Ich habe den Erscheinungen etwas vorgegriffen und komme auf das späte Frühjahr zurück. In diesem Monat beängstigen mich viele leuchtende Gerippe, besonders Hände, die in die Luft greifen. In derselben leuchtenden Farblosigkeit schweben Flügel und zerbrochene Engel (ich verschulde, daß selbst die Geister kaput sind), die in der Luft 505 fliegen. Da kommt das wilde Heer! Beflügelte Tiere!

Nachts beobachte ich andere Flieger, die hinter der geöffneten Türe unablässig vorbeijagen. Weiß verhüllte Gestalten mit goldenen oder lorbeerblättrigen Kronen „die Könige“. „Der König will zur Königin.“ Sie fordern mich auf mitzufliegen und trotz Müdigkeit stehe ich immer 510 wieder im Bett auf, um mitzufliegen. Wie oft möchte ich lieber statt dessen ruhen, aber ich muß arbeiten, bis mir der Flug gelingt. Ein

<sup>1)</sup> Eine seit 30 Jahren in der Klinik lebende Kranke (Endzustand) mit dem Lieblingswort „Abbrechen“.

Flug gelingt nur, wenn ihm ein Fall, also das Totfallen vorausgeht, zu dem ich nie die Courage besitze. Bevor ich abfallen will, bespreche  
 515 ich mich regelmäßig mit irgend einem geliebten Menschen, in der Meinung mit demselben verklärt abzufliegen. Z. B. „Ich verspreche A. Z. mein Leben“ etc. Wenn ich zum Kaiser abfliegen will, bin ich immer unbedeutend, denn „der Kaiser (unser deutscher Kaiser) liebt die Nacktkultur!“

520 Häufig bemerke ich rollende Totenköpfe, blutende dornengekrönte Häupter, in Winkeln verscheuchte bunte männliche Gestalten. Wie schreckhaft, daß ihnen allen einige Gliedmaßen fehlen! Ich habe Gespenster zerbrochen!

Eine angenehme Zeit ist die Erwartung des Christkindes. Ich bin  
 525 in die Weihnachtszeit versetzt durch das Erscheinen von goldlockigen Engelchen, die Weihnachtsbäume durch mein Zimmer tragen. Ich kann ausdauernd in freudiger Erwartung des Christkindes oder Himmelsbräutigams hinter der Türe warten. Es ist mir ganz feierlich zu Mut. Diese vermeintliche Weihnachtszeit ist ein Beitrag zur falschen Zeitrechnung, dazu kommt, daß ich einmal Neuenheim in schneeweißer  
 530 Beleuchtung in der Nacht sehe: „Ich habe also in der Klinik überwintert!“

Ich vergaß das zeitweise „Zehengehen“ zu erklären. Die Gewichtsabnahme seinerzeit verursachte ein herrliches Gefühl engelhafter Leichtigkeit, so daß das schwebende „Zehengehen“ eine Ergötzung für mich bedeutete. Eine andere Spukerscheinung steigert mein unheimliches Grauen. Im Garten schaufeln zwei Arbeiter eine Grube zu<sup>1)</sup>. Sie sind Mörder und wollen die Reste ihres Opfers, Köpfe und Gliedmaßen, die ich sehe, verscharren, was ihnen nicht gelingt, denn die Bruchstücke tauchen immer wieder über der aufgeworfenen Erde auf. Meine  
 540 alte Furcht, daß man mich ohne Sarg verscharrt, hat hier ein sichtbares Pendant. Meine Gedanken beschäftigen sich viel mit dem „schwarzen und dem weißen Tod“. Ersterer vollzieht sich durch Ermordung „dein Mörder kommt“ (Stimme) aber ich möchte „weiß“ sterben und  
 545 nenne mein weißes Taghemd „mein Totenhemd“. Manchmal nehme ich in Erwartung des weißen Todes eines aus dem Schrank und ziehe es über. Wenn ich über Herbert weine, so ist es in der Vorstellung, er sei ein Verbrecher wie ich. Könnte ihm doch geholfen werden! Dagegen schwebt mir Erich immer wieder in der Kindergestalt vor. „Piepling,  
 550 mein Liebling, bist du!“

## 6. Kapitel. August. September.

Jetzt setzt die Zeit der übermäßigen Nahrungszunahme ein. Diesmal esse ich ohne Bedürfnis so viel. Ich habe keine Macht über

<sup>1)</sup> Sie konnte die Gärtner bei ihrer Arbeit vom Fenster aus beobachten.

mich und entbehre jeglicher Selbstzucht. Warum man mir die Aufnahme dieser Unmenge Süßigkeiten und Speisen gestattete, warum man mir überhaupt wochenlang so entsetzlich viel vorgesetzt und meinen Reiz, alles zu vertilgen, immer wieder unterstützt, trotzdem man meine Schwäche erkennt, ist mir unbegreiflich. Eine Folge davon war eine moralische Niedergeschlagenheit einestells, und ein Teil der komplizierten Vorstellung der geplatzten Speiseröhre andererseits. Später suche ich durch Fasten und strenges Selbstentwöhnen meinen deprimierten und demoralisierten Zustand zu verbessern, was mir oft mit Erfolg gelingt. Ich fühle mich durch das „Kasteien“ wirklich erleichtert, und möchte mich damit von früherer „Schande“ reinwaschen, denn die Vorgänge im August liegen wie ein Alp auf mir. Ich führe die Vorstellung mit der „geplatzten Speiseröhre“ auf die Selbstbeobachtung der Funktionen meines Körpers zurück. Durch den nur leicht oder unbedeckten Zustand höre ich deutlich die Tätigkeit der Organe und verstehe unter anderem den Magen brummen „ich geh kaput“ und vermute aus inneren Bewegungen, daß die Speisen in der Brust verdauen etc. bis sich alles zu falschen Begriffen reimt! Ich bin überzeugt, daß alle Menschen unter dieser Störung leiden; denn die Menschen treten mir jetzt in eine ganz neue Erscheinung, die ich im allgemeinen mit „sie leben gestorben“ bezeichne. Ich entdecke zweierlei: die Gesichtshaut ist mit zu vielen Haaren bedeckt und auf dem Teint liegt an verschiedenen Stellen eine dünne weiße Schicht. Ersteren Umstand „hervorgerufen durch überreiche Nahrung“ bezeichne ich „verwesen“, letzteren „verschimmeln“. Ich ekle und fürchte mich unmäßig vor diesem „Verwestleben“ und nicht sterben können. Ich weigere mich auch deshalb zu essen. Ich bemitleide die Psychiater, die alle bei lebendigem Leib „verwesen“ oder ich graule mich vor ihrem totkranken Ansehen, aber ich verachte diejenigen, die weitere Nahrung zu sich nehmen. Ferner bestätigt mir die bloße Berührung mit anderen, daß verschiedene „schlechtes Blut“ in den Adern haben. Die „Stimmen“ sprechen dazu „der Verrückte rettet sich, der Bessere hilft retten“. Es giebt nur eine Hilfe in dem Fall und ich greife zu jener gräßlichen Selbsthilfe, da ich andere nicht um diese Hilfe bitten kann. Ich weiß, daß alle sich so helfen. Ich hasse, schäme und verabscheue mich dabei<sup>1)</sup>. Eine große Depression bemächtigt sich meiner. Ich bin mir dauernd bewußt, daß ich in „Hotel Psyche“ logiere und trotz dem Kampf mit der keimenden Genesung, glaube ich an keine endgültige Herstellung. Vorläufig beschäftigen mich noch die Selbstzerstörungstribe. Ich laure auf den Augenblick, wo ein offenes Fenster mir Gelegenheit bietet, mich hinauszustürzen. Ich habe Gelegenheit, aber nicht den Mut. Ich weiß mir nichts mehr Liebes am Leben, ich bin herunter-

<sup>1)</sup> Das Trinken des Urins.

gekommen, unmöglich. Ich bin einsam. Verfremdet mit Verwandten, verachtet von Bekannten. Wie sehne ich mich nach dem Tod, nach der Erlösung! Sogar von Auferstehung will ich nichts mehr wissen. Ich sitze am Rand des geöffneten Fensters über dem Gitter. Schaudernd  
 600 gähnt der Abgrund. Ich denke an Niemand; nur an mich und meinen Tod, aber ich schaudere und lasse mich von der Pflegerin zurückreißen. Erstaunlich oft habe ich Gelegenheit, mich zu vernichten. Jedesmal wenn ich abends aus dem Garten in die Irrenanstalt zurückkomme: auf halber Treppe steht das unvergitterte große Fenster auf. Ich gehe  
 605 eifrig vor, die Pflegerin folgt; aber ich hätte Zeit abzustürzen. „Tus doch heute endlich, es ist so schnell geschehen“, sage ich mir, aber ich bin nicht so schnell von Entschluß. Ich gehe noch einmal vorüber. Wie hasse ich mich in dieser schwachen Nachgiebigkeit. Begnügen wir uns mit geringerer Zerstörungsmöglichkeit: „ich schlucke Pfirsich-  
 610 und Zwetschgenkerne“, es geht ja prächtig! Die Speiseröhre ist weit genug geworden durch die Fütterung damals. Ein Messerstich mit den stumpfen Messern der Klinik dringt auch nicht durch! „Lieber Tod“ flehe ich. So oft habe ich gemeint, ich sei nicht ich, sondern z. B. ein Mann: Papa, Herbert, Dr. Franz, der Sultan, der Prinz of Wales  
 615 (in letzter Vorstellung gefalle ich mir besonders und versuche mich hoheitsvoll zu benehmen). Manchmal bin ich aber auch „Mama“. Siehst du, Alice, sage ich mir, jetzt bist du doch verrückt geworden, und ich weine darüber.

Frau Major kommt, ein Engel hat sie gesendet. Wie wohl tut eine  
 620 kleine „Backfischschwärmerei“! Ich kann ja wieder lieben! Gott sei Dank! Frau Major hat mir geholfen. Sie kommt vorurteillos und liebevoll. Sie giebt Liebe, weil sie welche braucht. Sie zerstreut und regt an. Ich krieche bei ihrem Schutz unter; ich verstecke mich bei ihr vor den Psychiatern, die mir in die Seele blicken müssen. Huh in meine  
 625 Seele! Meine Gedanken martern mich! Bis jetzt waren alle meine Angaben falsch, weil sie unzulänglich oder umschrieben sind. Ich tanze um die Wahrheit wie um den heißen Brei! Ich könnte sie hören, aber nicht bekennen. Nichts bekennen aus Angst, aus furchtbarem Peinlichkeits- und Schamgefühl und in Ermangelung der passenden Ausdrucks-  
 630 weise, aus Schwäche, aus Feigheit. Wie soll die Kranke Worte finden für jene ekelhaften Empfindungen, die die Gesunde kaum erklären kann! Ich habe es sehr dankbar, aber auch sehr beschämend (weil ich nicht darauf eingehen konnte) empfunden, daß die Psychiater (ich bewundere besonders Dr. Schleifer darin) sich die erdenklichste Mühe gaben, mir  
 635 jene Aussprache zu erleichtern. Ich kann diese seelische Arbeitsleistung nicht vollbringen, trotzdem ich sehe, diese Herren hassen meine Unaufrichtigkeit und verachten mich. Ich hatte sie zu lieb, um mich zu bekennen. Nur jemandem, den ich verachtete, hätte ich erzählen

können; aber derjenige hätte nicht geholfen. Eine Erlösung, daß ich allmählich selbst zur Einsicht der irren Ideen kam! Meine Besserung 640 habe ich zum erstenmal freudig empfunden, als ich wieder jemand „zuhören“ konnte.

Von allen Pflegerinnen hatten nach meiner unmaßgeblichen Beurteilung Berta und Marie und Frl. v. Winfried den besten so nötigen pädagogischen Einfluß. Im allgemeinen überwiegte aber mein Leiden 645 unter der Schwesternbehandlung.

### Schluß.

Trotzdem die Erholung an der Riviera eine sehr schöne Zeit war, befürchtete ich dort manchmal stark einen Rückfall. Das Geräusch des Tosens der Brandung und die Verarbeitung der neuen landschaft- 650 lichen Eindrücke hat mich oft sehr erregt. Wäre ein Schwarzwaldort nicht besser gewesen? Der Ausbruch der Krankheit meiner Freundin<sup>1)</sup> dagegen hat nur Interesse für Liesbeths Zustand geweckt und ist mir nicht so auf die Nerven gegangen.

Die Psychiater haben mich öfters gefragt, ob in der Kindheit irgend- 655 welche Nervenattacken vorgekommen seien. Ich erinnere mich nichts. Ich habe wohl viel unnatürliche Gedanken gehabt. Im Alter von 14 bis 18 Jahren litt ich oft unter der Furcht früher oder später einmal „verrückt“ zu werden. In dieser Angst nahm ich mir vor eine Bittschrift zu hinterlassen. — „Sollte ich irrsinnig werden, dann laßt mich 660 nicht am Leben.“ Diesen Vorsatz hatte ich erst mit 17 Jahren. Im Alter von 14—16 Jahren, habe ich dreimal „Verrückte“ imitiert. Es geschah nicht aus Hochmut (ich meine das Gefühl sich lustig machen), sondern in dem Bewußtsein meiner Geschicklichkeit dazu. Zweimal (in der Schule) wurde mir dabei Glauben geschenkt. Die Komödie hat 665 mich selbst so angegriffen in dem eigenen Gefühl ihrer Echtheit, daß ich mir vornahm, es nie wieder zu tun.

Nach der Entlassung am 29. November 1910 blieb Lenore Banting mit der Klinik in Beziehungen, schrieb von der Riviera ab und zu Postkarten und wollte in Kleinigkeiten Rat wissen. Zu Hause gab sie zu irgendwelchen Anständen keine Veranlassung mehr. Sie kam zuweilen zu Besuch, um sich nach Bagatellen zu erkundigen. Später nahm sie dann eine Stelle als Helferin in der Heidelberger Kinderklinik an. Sie unterhielt sich bei Besuchen gern über ihre Zukunft; sie wolle etwas Rechtes lernen, nicht den üblichen Jungen-Mädchen-Dilettantismus treiben, sondern entweder Kindergärtnerei oder Malen lernen, letzteres am liebsten; sie fürchte allerdings, daß ihre Angehörigen nicht darauf eingehen werden. Sie habe keinen besonderen Ehrgeiz, und wolle nur so weit kommen, daß sie die Kunst verständig genießen könne, weiter reiche ihr Streben nicht. Schon in den letzten Wochen in der Klinik hatte sie sich häufig mit Malen und Zeichnen beschäftigt und einige der Anwesenden porträtiert. Anfang Juni erscheint sie eines

<sup>1)</sup> Eine schwere Tobsucht.

Tages wiederum in der Klinik mit ihrer Gesellschafterin, läßt diese vor dem Hause ziemlich lange warten und beginnt mit dem einen Arzte ein Gespräch. Sie macht einen fast hypomanischen Eindruck, ist aber in der Kleidung in keiner Hinsicht irgendwie auffällig; erzählt viel und lebhaft, doch ist davon nichts als eigentlich krankhaft zu bezeichnen. Sie erzählt von ihren Plänen in Köln; sie hat einen Kursus als Kindergärtnerin mitgenommen, in dem sie sehr viel zu tun hat und fast von früh bis abends beschäftigt ist. Zuweilen wolle der Onkel gern mit ihr ausreiten, sie tue es auch noch hie und da, doch sei es ihr auf die Dauer zu anstrengend.

Sie fühlt sich in dieser Zeit sehr zufrieden, sie ist ihrer Liebe zu Dr. Franz gewiß und in diesem Bewußtsein glücklich, obwohl sie sich klar ist, daß ihre Neigung nicht in gleicher Weise erwidert wird. Es ist eine Zeit glücklicher Resignation. Nur leidet sie darunter, daß sie gegen Onkel Edgar so kalt und unfreundlich zu sein scheine, während sie ihm doch in der Tat Liebe und Dankbarkeit beweisen möchte.

Sie verspricht, sie wolle ihre Erinnerungen an ihre Krankheit niederschreiben und führt es in der Tat auch durch. Sie bringt persönlich etliche Zeit später diesen ihren Lebenslauf. Bei dieser Gelegenheit bringt sie auch einen Zettel mit, den sie in der Nacht zuvor aufgeschrieben habe. Sie habe eine sehr schlechte Nacht gehabt (Menstruation); habe mitten in der Nacht lebhafteste Angst bekommen, und da sie allein schlafe, niemanden rufen können. Sie habe sich gedrängt gefühlt, die Worte auf diesen Zettel aufzuschreiben; das zweite halte sie jetzt für Unsinn, den ersten Abschnitt aber müsse sie ziemlich aufrechterhalten.

10. Juni 1911.

Gibt es unter den unheilbar Geisteskranken solche, die lebenslänglich ebenso entsetzlich leiden wie ich ein halbes Jahr? Christus kann in seinem Erdendasein nicht mehr ausgestanden haben. Das ist ein Trost. Wie furchtbar, daß der Arzt in dem Fall der Qual kein Ende machen darf. Wozu lebt man noch? Für sich doch gewiß nicht, auch nicht für andere! Ich meine, eine Selbstmordidee kann göttlichen Ursprungs sein! Der Arzt darf nicht töten. Da sendet Gott die Hilfe und gibt den Entschluß und die Kraft zur Ausführung dem Kranken. Er sucht im Tod „zurück zum Geist“ zu kommen. Dann ist der Selbstmord keine Feigheit, sondern die letzte gewaltige seelische Arbeitsleistung. „Du sollst nicht töten“, ein Gebot, das dem Zustand der Völker in 1. Linie galt, die kein Verbrechen im Mord sahen. Ein Gebot „Du sollst dich nicht töten“ kenne ich nicht.

Oft wird der Selbstmord im Ehrverlust begangen, als eine selbstverständliche Sühne. Wer würde ihn da als Gotteslästerung betrachten, wenn er einer Familie oder größeren Gesellschaft den guten Namen erhält, oder warum sollte Gott von einigen Menschen nicht verlangen, daß sie selbst zu ihm kommen, denn was gäbe es, das er nicht von den Menschen verlange.

Aus einem Brief vom 16. Juli 1911 (Brief VI):

„Wir sind 8 Tage jetzt hier auf dem Rigi, ich habe aber noch keine Freude an dem Aufenthalt, da ich mich alle 3 Wochen tagelang so

nervös fühle, daß ich diesmal nicht warten möchte, bis ich es Ihnen mündlich schildern kann. Diesmal äußert sich der Zustand in sehr unangenehmen Wesen und verletzender Zurückhaltung gegen die Bekannten Onkels, einem Verkehr, dem ich mich gerade nicht entziehen konnte. Ich war mit einem Mal so wehrlos verändert, daß ich mich selbst nicht mehr kannte. Am Schlimmsten ist dann das furchtsame Verkrichen in mich selber, eine Verslossenheit, die mir fatale Schwierigkeiten macht. Außerdem konstatiere ich im allgemeinen eine verlangsamte Auffassungsgabe oder eine Unfähigkeit sich zu konzentrieren oder logisch zu denken . . . Sie verstehen gewiß, wie trostlos solche Zustände sind! Eben sind sie überwunden, aber werden sie sich immer überwinden lassen? Gewiß kämpfe ich dagegen, denn ich möchte nicht Schuld werden an einer Wiederholung der Krankheit.“

Nach ihrer Rückkehr nach Köln vermag sie den Vorträgen des Kindergartenkurses nicht mehr so recht zu folgen. Sie sitzt ihre Zeit zwar noch ab und hört zu, doch versteht sie nicht mehr so recht und hat selbst das unangenehme Gefühl nicht mehr mitzukommen. Offenbar ist sie vorher schon zuweilen im Betriebe dieses Kurses aufgefallen. Einmal z. B. fuhr draußen auf der Straße ihr Auto vor, während der Unterricht noch andauerte. Da stand sie trotzdem auf, unterbrach der Lehrerin Rede und rief dem Chauffeur zu, er möge noch warten. Derartige Vorkommnisse waren es wohl, die die Kursleiterin einmal veranlaßten zu fragen: „Wie kommt es wohl, Fräulein Banting, daß Sie allein sich nicht so ganz in unsere ganze Art und unsern Ton einzufügen vermögen?“ — Jetzt, im Spätherbst 1911, legt man ihr nun nahe, sie möchte den Kurs unterbrechen und sich irgendwo erholen. (Offenbar war sie also auch diesmal wieder irgendwie aufgefallen.) Sie verläßt nun Köln, versucht es eine Zeitlang zu Hause, geht dann mit den Angehörigen nach Adelboden und berichtet brieflich alle möglichen Klagen, die sich wohl am besten als „subjektive Hemmung“ zusammenfassen lassen. Sie könne den Erzählungen anderer oder dem Gedankengange eines Buches nicht mehr recht folgen, ihre Gedanken sprängen immer von einem zum andern Gegenstand. Und andererseits blieben sie immer irgendwie hängen. Z. B. wenn sie einen Satz höre: „die Erziehung müsse die Individualität berücksichtigen“, und wenn nun der Vortrag weitergehe, so bleibe sie an dem Worte Individualität hängen und denke nun: „Was ist Individualität? Individualität ist die persönliche Eigenschaftssumme eines Menschen. Ja, aber was ist eigentlich eine Eigenschaft?“ Und so gehe es nun weiter, sie verliere sofort den Faden, verliere sich in unendliche Einzelheiten, vergesse völlig das Ziel und gebe es dann ganz erschöpft auf; ja sie könne eben überhaupt nicht mehr denken. Es sei alles zerstört. Und auch sonst sei alles schrecklich. Sie sei immer anders als sie sein wolle; tue immer anderes als sie denke; wenn sie nett sein wolle, sei sie garstig; und auch sonst sei eine ausgesprochene Unentschlossenheit beängstigend, d. h. weniger das Bewußtsein einer solchen Unentschlossenheit als die Tatsache, daß sie immer zwischen zwei Entschlüssen hin und her sich entscheide.

Anstatt zu arbeiten, habe sie eine Periode maßlosen Essens durchgemacht (Brief VII):

„Ich dachte und denke immer noch an Selbstmord; ich verschiebe den Versuch stets, weil ich keine Zeit habe, denn ich habe hier den Haushalt übernommen . . . Papa! Ich nenne ihn die ganze Zeit einen

armen Thor oder König Lear ... Es entstehen stumme Gedankenkriege ... Meine Innerlichkeit kennt niemand, weil ich mich nicht äußern kann. Sehen Sie, ich kann nicht Amboß sein, ich will Hammer sein, ich muß Achtung vor mir haben können.“ —

Zu Haus leben ihre Angehörigen wegen ihrer Unbeständigkeit um sie in beständiger Angst.

Am 15. Februar 1912 erscheint sie wieder in der Heidelberger Psychiatrischen Klinik und bittet um Aufnahme. Erkundigungen beim Vater ergeben, daß Lenore den Haushalt durchaus befriedigend geführt und sich dabei auch aktiv betätigt habe. So habe sie einige Dienstboten entlassen, was sich nachher als sehr vernünftig herausgestellt habe, habe auch über die Geldangelegenheiten durchaus Überblick gehabt. Allerdings sei sie selbst immer mit sich unzufrieden gewesen. Er habe ihr abgeredet, wieder in die Klinik zu gehen.

Lenore Banting zeigt bei dieser zweiten Aufnahme keine Zeichen einer akuten Psychose. Sie verhält sich vollkommen klar und korrekt. Ihre Grundstimmung läßt sich recht schwer beschreiben: sie wechselte sehr. Eine dysphorische Unruhe herrscht vor, doch finden sich bisweilen beide Extreme, lustige Stimmung, ja neckende Heiterkeit und auch lebhaftes Weinen. Offenbar fühlt sie sich in der Klinik gleichsam geborgen. Etwas stark Unruhiges, Sprunghaftes, Wechselndes, Fahriges liegt in ihrer ganzen Art. — Nach etlichen Tagen, an denen sie freien Ausgang gehabt hatte, verabschiedet sich Dr. Franz von ihr (20. 2. 1912), um auf eine Reise zu gehen. Kurze Zeit danach läßt sie ihn nochmals bitten und entdeckt ihm strahlend, und unter der Erzählung bald still vergnügt, bald laut auflachend, daß „sie sich eben das Leben genommen habe“. (Sie war soeben von einem Ausgang zurückgekehrt.) Nach vielen Fragen stellt sich nur heraus, daß sie sich vergiftet habe, nicht aber womit. Sie äußert vollkommen besonnen und klar, wenn sie jetzt sage, was sie genommen habe, so werde man ihr den Magen ausspülen und ihr Gegenmittel geben. Und das wolle sie doch eben nicht (lachend): sie wolle doch sterben. Allerdings fange sie jetzt an, je mehr je länger es dauere (es waren inzwischen etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden vergangen), zu glauben, daß es nichts helfe. Auf Vorhalt, es sei nicht recht, im Schutze der Klinik den freien Ausgang zu einem Selbstmordversuch zu benutzen, der doch die Verantwortlichkeit der Ärzte stark berühre, wird sie bewegt und unruhig; die Augen stehen einen Augenblick voll Tränen, sie bittet um Verzeihung, das habe sie nicht überlegt. Bald darauf lächelt sie wieder unter Tränen und wirft sich amüsiert im Bett herum. — Nach etwa 6 Stunden beginnt sie auf vieles Drängen zu erzählen, daß sie mehrere Thermometer zerbrochen und das Quecksilber genommen habe und zwar in einer Oblate, da sie gehört habe, Quecksilber verderbe die Zähne(!). Sie berichtet alles wie eine lustige Geschichte. Eine körperliche Schädigung trat nicht ein. — In der Folgezeit finden sich nur noch leichtere Stimmungsschwankungen. Sie schlief sehr viel, blieb auch sehr viel im Bett ohne zu schlafen. Kam man in solchen Momenten, also z. B. vormittags  $\frac{1}{2}$  12 Uhr ins Zimmer und sprach sie an, so richtete sie sich sogleich auf, erzählte, sie sei so müde, habe geschlafen, machte aber keinen verschlafenen Eindruck. Weder in der Mimik, noch in ihren Gesten fiel irgend etwas auf. Nur das eine erschien bemerkenswert: daß es sowohl in diesen ruhigen, indifferenten Zeiten, als auch in den Tagen wirklicher Niedergeschlagenheit verhältnismäßig leicht gelang, sie durch einen kleinen Scherz in freundliche (allerdings nicht anhaltende) und selbst heitere Stimmung zu versetzen. Öfter zeigte sich eine gewisse, müde Gleichgültigkeit gegen den Tageslauf, gegen die Umgebung, gegen ihre Angehörigen, ihre Kleidung, ihre Frisur. Doch ließ sie sich niemals wirklich verwahrlosen. Auch bewiesen weder die Kleidung noch

sonstige Gewohnheiten etwa die Vorliebe für auffallende Farben oder Ähnliches. Auch in erotischer Hinsicht zeigten sich keine Symptome einer Erregung, weder in Bewegungen, Gesten, noch Worten. Auch jener Arzt, Dr. Franz, dem sie besonderes Vertrauen und früher zweifelloser Liebebeigung entgegengebracht hatte, bemerkte diesmal nichts von Zeichen einer erregten Erotik. Ihr ganzes Wesen hatte mehr etwas kameradschaftlich Vertrautes. Der einzige Hinweis auf eine derartige Erregung lag in den Inhalten ihrer Fragen. (Siehe unten.) Sie selbst versicherte einmal gelegentlich, sie sei jetzt über ihre damalige Liebe gänzlich hinaus, nicht insofern, als sie sie überwunden d. h. verloren habe, aber insofern sie ihrer Selbstbeherrschung sicher und der gänzlichen Aussichtslosigkeit aller Wünsche gewiß sei. — Es fehlten nicht gerade auffällig viele Impulse, irgend etwas zu unternehmen, doch hielt nichts vor. Jede Idee, jeder Plan irgendeiner Beschäftigung, der auftauchte, löste sofort eine Anzahl Gegenvorstellungen und Hemmungen aus, und so kam sie eigentlich nie zu etwas. Das wurde ihr häufig bewußt. Sie gab es resigniert auf, weinte und legte sich aufs Sofa. Dort lag sie dann halb weinend, halb schlafend, halb nachdenkend, stundenlang.

Sie behauptete, die einfachsten Bücher, z. B. populär-wissenschaftliche, die man ihr auf ihren Wunsch gab — nicht verstehen zu können. Ähnlich wie oben beschrieben, blieb sie nachdenkend an irgendeinem Satze hängen und kam nicht weiter. Eine völlige Unfähigkeit, selbst einen Gedankengang weiter zu denken, oder auch sich einen solchen in einer Unterhaltung führen zu lassen, fiel immer wieder auf. Merkwürdig rasch herausgestoßene Fragen storten dann stets. Man kann nicht gerade sagen, daß diese Fragen in gar keinem Zusammenhang mit dem Thema standen, doch war der Zusammenhang oft sehr lose. Und ehe man eine solche Zwischenfrage oft recht beantwortet hatte, schoß schon wieder eine neue hervor. Oft sah sie den Arzt, der irgend etwas erklärte, anscheinend aufmerksam an und rief dann plötzlich „Entschuldigen Sie, ich habe kein Wort verstanden“.

Die Inhalte, nach denen sie fragte, und über die sie nachgrubelte, waren äußerst verschieden.

Religion, Philosophie, Naturwissenschaft usw., alles durcheinander: Sagen Sie, Herr Doktor, wozu lebt man eigentlich? — Wozu halten Sie sich für berufen? — An was erkennt man das Wahre? — Wie fängt man es an, um glücklich zu werden. — Glauben Sie an Christus? — Warum stimmt Wollen und Können nicht überein? — Wie kann man sich bessern? — Gibt es nicht nur das eine, immer vollkommener zu werden? — Wie machen Sie es? — — —

Vorzüglich aber betrafen die Fragen sexuelle Inhalte. In sachlichem, ruhigem Tone fragte sie ganz ohne Erregung und ohne Scheu nach den sexuellen Vorgängen. Und diese Fragen richtete sie an verschiedene Ärzte gleichermaßen. Z. B. was der Menstruation beim Mann entspreche? Wie oft der Mann Geschlechtsverkehr ausüben könne usw. — Daß sie klare Antworten und Belehrungen erhielt, soweit ihre Fragen überhaupt beantwortbar waren, befriedigte sie sehr. Sie betonte ihre Dankbarkeit dafür. Früher habe ihr nie jemand die Wahrheit gesagt.

Versuche, sie zu beschäftigen, schlugen ziemlich fehl. Sie behauptete teils, „das kann ich nicht“, teils „das ist ja gräßlich“. Eine einfache mikroskopische Zeichnung vergrößernd zu kopieren, unternahm sie langsam unter tausend Bedenken, immer wieder alles mögliche umstoßend, neues Papier nehmend, andere Farben wählend usw.

Da man sie den größten Teil des Tages sich selbst überlassen mußte und eine eigentliche Psychotherapie hier in der Klinik nicht durchführen konnte, beschloß man mit den Angehörigen, die Kranke nach einer Privatanstalt zu verbringen. Sie war darüber sehr traurig. Hier sei ihre einzige Zuflucht gewesen; nun raube

man ihr auch noch diese. Sie versuchte wenigstens noch einige Tage zu gewinnen. Als sie den Beschluß als unabänderlich einsah, ging sie beherrscht, aber weinend mit Vater und Onkel fort (9. 3. 1912).

Die Krankengeschichte der Privatanstalt berichtet nicht viel Neues, betont nur das Zerfahrene und Sprunghafte des Gedankenganges und den jähen Stimmungswechsel der Kranken und spricht wiederholt von Halluzinationen, ohne diese durch Schilderung oder Äußerungen glaubhaft zu machen. Lenore fühlt sich in der Anstalt, in der es ihr an äußerem Komfort und auch Unterhaltung nicht im mindesten fehlt, nicht wohl, sie wünscht einsam zu sein und betrauert doch ihre Einsamkeit.

Am 24. 4. 1912 verläßt sie auch diese Anstalt und lebt nun in der Folge bald beim Onkel Edgar, bald zu Hause, bald mit einer Gesellschafterin auf Reisen. — Ihre Briefe tragen meistens einen Kreis, in den sie gemalte Blumen selbständig hineinkomponiert hat. Sie äußert einmal, sie wolle noch mit dem Selbstmord warten, bis sie 12 solcher Briefbogenverzierungen entworfen habe. (Brief VIII):

26. Juni 1912: „Ich ersehne einen ganzen Umschwung meines Wesens. Ich entbehre heiß einen Menschen, . . . bei dem ich mich manchmal über meine Erbärmlichkeit auslassen könnte. Schreien könnte mich zeitweise erleichtern, aber ich unterdrücke es, denn es könnte mich jemand hören. Ich spiele weiter Komödie und niemand weiß, wie krank ich dabei bin . . . Der Grundgedanke meines steuerlosen Daseins ist Selbstmord. Ich warte nur eine Weile mit der Ausführung . . . Ich koche, zeichne, spiele Tennis, beschäftige 3 vorschulpflichtige Kinder des Dieners, der im Hinterhaus wohnt . . . und außerdem meistens unter dem Zwang unsinniger Gedanken stehe, gegen die ich nicht ankann. Ich denke nicht mehr, „es wird gedacht“, wie Schwab das bezeichnet . . .“

In anderen Briefen quält sie sich mit ihren Beziehungen zu Dr. Franz ab, sucht ihn auch hin und wieder auf. Sie bringt dann meistens die gleichen Klagen vor, wie in den Briefen. Äußerlich bleibt ihr Benehmen korrekt, sie vergißt sich nie, obwohl es oft deutlich ist, daß ihr die Selbstbeherrschung schwer fällt. Beim Abschied stehen ihre Augen immer voll Tränen. Ihre Berichte enden immer in der Klage: „Helfen Sie mir, es geht so nicht weiter.“ Niemals zeigen sich in ihren Briefen noch auch in ihrem Benehmen Anzeichen von Verschrobenheit, von Nichtbeachtung von Formen, von Verwahrlosung. Wenn sich in den Berichten der Angehörigen zuweilen eine Klage über ihr merkwürdiges Benehmen findet, so ist immer ihre Unberechenbarkeit, ihre Sprunghaftigkeit gemeint.

Im September berichtet ein Arzt, den sie in der Schweiz konsultiert, daß Leonore Banting eine gute Zeit überstanden habe, sie wußte sich zu beschäftigen und vertrug sich gut mit ihrer Begleiterin. Der Unterhaltung wußte sie gern eine Wendung auf erotische Probleme zu geben, doch war sie „ein lieber Hausgenosse, die sonst in keiner Weise auffällt“. Im Oktober 1912 fangen ihre Briefe wieder an zu klagen: sie fühle sich immer unruhig, reizbar und habe ein unangenehmes Prickeln in den Nerven. Auch stehe sie immer noch „unter dem Zwang alberner Gedanken“, sobald sie ihren Gedanken freien Lauf lasse. Doch kommen auch wieder bessere Zeiten, und als sie im Dezember 1912 nach längerer Abwesenheit nach Hause zurückkehrt, ist ihr Vater mit ihrem Zustand sehr zufrieden. Sie hat in der Schweiz eine Freundschaft mit einem älteren, offenbar recht selbständigen und geistig ihr überlegenen Mädchen geschlossen und scheint nun mit dieser Schwei-

zer Freundin, die seit langen Jahren an schweren cyclothymischen Verstimmungen litt, dauernd in Verbindung geblieben zu sein. Inwieweit sich die beiden Mädchen gegenseitig beeinflußt haben, bleibt unaufgeklärt; sicher ist, daß sie zusammen die Frage der Selbstvernichtung ernstlich erörtert haben. Ob der Gedanke an Selbstmord in der Weihnachtszeit 1912 und bis zum Februar 1913 in Lenore Banting noch weiterwirkt, ist fraglich; jedenfalls erscheint sie zu Hause lebensfreudiger, hat mehr Interesse für die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens, und geht auch wiederholt in Tanzgesellschaften innerhalb ihres heimischen Kreises. Nur der Schlaf läßt noch zu wünschen übrig, das Unwohlsein hingegen, das viele Monate ausgesetzt hatte, wird in dieser Zeit wieder völlig regelmäßig. Lenore denkt wieder eifrig an Lebensaufgaben und einen Beruf: sie beginnt intensiv zu malen und zu zeichnen, doch klagt sie Dr. Franz gegenüber, den sie am 2. 2. 1913 wiederum aufsucht, um sich auszusprechen, daß sie in den Malstunden immer singen oder etwas deklamieren müßte. Sie sänge dann ganz laut, meist lustige Lieder; dies störe die anderen und den Lehrer wohl, doch seien sie nicht böse. Sie könne eben nicht anders, sie müsse laut singen. Im übrigen sei sie doch über ihre Zukunft recht in Sorgen. Solle sie malen, solle sie singen, solle sie sich im Deklamieren ausbilden? Ob es nicht Leute gäbe, die allein im Deklamieren ihren Lebensberuf sähen? Solle sie nach Weimar, solle sie in Frankfurt bleiben? Was Dr. Franz dazu meine, der kenne sie doch am besten!

Anfang März klagt der Vater der Kranken über ihren jähen Stimmungswechsel. Sie geht auf Bälle, sagt andere plötzlich ab, will nach Grenoble, behauptet es in Frankfurt nicht aushalten zu können, will „ihr Leben von vorn anfangen und sich neu entfalten“. Der Vater hat gar keinen Einfluß auf sie.

Am 6. März schiekt sie an die Schweizer Freundin eine neue Browningpistole mit einem anscheinend harmlosen Brief, hinter dessen Zeilen sich vielleicht verborgener Sinn birgt. Die Freundin bedarf des Revolvers nicht mehr. Ohne daß Lenore Banting dies wußte, ist sie am 5. März auf den Züricher See hinausgerudert und nicht wiedergekommen. Ihr Tod wird Lenore nicht lange verborgen geblieben sein. Am 19. 3. 1913 meldet sie sich mit korrekter Postkarte in Heidelberg bei Dr. Schwab, einem ihrer früheren Ärzte an. Sie spricht sich mit ihm über alle möglichen Dinge aus, wie auch früher schon oft. Am 26. 3. 1913 tötet sie sich zu Hause durch einen Schuß ins Herz. Sie hinterläßt einen Brief an Dr. Schwab:

Sehr verehrter Herr Doktor,

Verzeihen Sie mir, ich konnte nicht mehr anders, wenn Sie mein Brief erreicht, bin ich bereits erschossen. Haben Sie Dank für alle Mühe, die Sie an meine Besserung gewendet haben. Mein Wunsch ist, daß Ihnen der Schreck nichts schaden möge.

Lenore Banting.

Unter ihren letzten Papieren findet sich dieses Gedicht<sup>1)</sup>:

Ich möchte heute ein letztes Mal  
 Mein Haupt in deine Hände legen  
 Erlös mich nicht von meiner Qual  
 Nur schenk mir Deinen Segen.

<sup>1)</sup> Die 4. und 5. Strophe fast wörtlich Storm, im 8. Band der 4. Auflage S. 214, dort nur zuletzt: Wie der letzte Schlag sich reget, füllest du mein ganzes Herz.

Mein Tod spreng' unnatürliche Haft,  
 Die meine Seele hält verschlossen —  
 Zu wahren Leben nicht die Kraft,  
 Hab ich den Tod beschlossen.

Drum denke nichts, was mich verdammt,  
 Nicht richte meine Todesstunde;  
 Dein Aug', das Gott erfüllt, entflammt.  
 Verzeih, daß ich Dir riß die Wunde.

Schließe mir die Augen beide  
 Mit den lieben Händen zu —  
 Geht doch alles, was ich leide  
 Unter Deiner Hand zur Ruh! — —

Und wie leise sich der Schmerz  
 Well' um Welle schlafen leget,  
 Bis der letzte Schlaf sich reget  
 Fülle Du mein ganzes Herz. — —

Verzeih, daß ich Dich schauen ließ dies Ende,  
 Ruf niemand, es verlangt mich nur nach Dir!  
 Leg mir aufs Haupt die lieben Hände  
 Dann kommt der Tod so düster nicht zu mir. — —

Der Krankengeschichte der Lenore Banting eine Charakteristik anzufügen, ist recht schwer. Wenn man einen Menschen nur in der Psychose kennen gelernt hat, so muß man auf recht mühsamem Wege zu seiner Art, zu seinem gesunden Naturell zurückzugelangen suchen. Hier stellt es sich folgendermaßen dar:

Lenore Banting ist recht gut begabt und hat mancherlei Interessen. Sie wächst in der typischen Geselligkeit reicher Industriekreise Westdeutschlands auf. Ihre Jugend findet wohl gelegentlich Freude am Tanz, Tennis usw., doch schweifen ihre Wünsche bald weiter: der heimische Kreis genügt ihr nicht mehr. Der Vater hat nur für seinen Beruf und für äußeres Wohlleben Sinn, er vermag der Tochter nichts zu bieten. Ohne durch eine einzelne Persönlichkeit oder durch moderne Lektüre tiefer beeinflusst zu sein, hält sie ihr bisheriges Leben für belanglos und strebt nach einer Ausfüllung, nach einer Zielsetzung durch einen Lebensberuf. (In diese Zeit fällt der Ausbruch der Psychose.) Nebenbei pflegt sie alle möglichen Interessen, keines sehr gründlich. Sie liebt es angeregt zu sein, liebt es, von Neuem zu hören, seien es moderne Gedankengänge, neue Kunstrichtungen, neue Literaturströmungen.

Sie faßt alles ziemlich leicht auf, d. h. sie faßt an allem einiges leicht auf und verarbeitet es formal gewandt. In die Tiefe zu dringen, sich selbst ernstere objektive Probleme zu stellen, ist ihrem Geist versagt. Sie kennt ihre formalen Begabungen, die einen leicht künstlerischen Zug tragen. Sie formuliert sprachlich gewandt und schreibt infolgedessen gern. Doch hat sie sich nie an etwas Größerem versucht. Ihre Briefe sind ihr nicht nur Mitteilungen, sondern zugleich ein Genuß<sup>1)</sup>. Auch die Geschichte ihrer Krankheit zu schreiben, war ihr eine angenehme Aufgabe. Sie wählt die Worte, bessert daran herum. Trotzdem hat sie früher außer einer kurzen Periode im 14./15. Jahr keine Tagebücher geschrieben. Eine eigentliche Selbstbespiegelung liegt ihr fern. Erst die Krankheit führt sie mehr daraufhin. Doch liebt sie sich, ihren Körper und ihre Art. Sie bemüht sich immer um die Wahrheit. Niemals wurden Neigungen zum Ausschmücken, Übertreiben usw. bemerkt, doch bevorzugt sie kräftige, klingende Worte. — Zuweilen, besonders in den Zeiten der Verstimmung, treten Züge von Herrschsucht, von Schroffheit hervor; bei ihr, dem verwöhnten Kinde, sind sie nicht verwunderlich. Doch bewährt sie vielfach Weichheit und selbst Güte. Sie hat etwas ausgesprochen Weibliches, Hingebendes in ihrem Wesen. Dabei neigt sie oft zur Schelmerei und hat Sinn für Humor. Ihre Sexualität wird früh wach und gefällt sich in den Pubertätsjahren eine Zeitlang (in der üblichen Weise) in phantastisch erfundenen Träumen sexueller „Leiden“ und Erniedrigungen. Klare, bewußte Wünsche finden sich erst in der Zeit der Psychose: zuvor sich im Zaume zu halten, fällt ihr nicht schwer. — Eine gewisse Hartnäckigkeit ist ihr eigen; besonders wenn sie etwas nicht einsieht, liebt sie es, dickköpfig zu sein. Andauernde Energie und Stetigkeit zu beweisen, gab ihr das Leben keine Gelegenheit.

Wie man im 18. Jahrhundert einen Schattenriß an Lavater zu senden gewohnt war, um sich aus ihm den Charakter deuten zu lassen, so habe ich bei Lenore Banting Herrn Dr. Ludwig Klages (München) um die Freundlichkeit gebeten, ihre Handschrift auszudeuten. Selbstverständlich lagen ihm reichlichere Schriftstücke außer der hier abgebildeten Probe vor. Seine Charakteristik sei mit seiner Zustimmung hier wörtlich wiedergegeben. Alle Proben, die ihm vorlagen, stammen aus der Zeit der Krankheit und zwar vom 2. IV.—13. X. 1912. Ich vermeide es, ausführlich auf seine einzelnen Aufstellungen einzugehen. Indem ich meine Charakteristik der seinen einfach gegenüberstelle, treten wohl die Unterschiede deutlich hervor. Auch erhellt daraus wohl, daß ich Klages' Deutung in vielem widersprechen müßte.

---

<sup>1)</sup> Dies erzählte sie einmal von selbst.

und ich denke Ihnen sehr für die Adresse.  
 Mein Brief soll keine Veranlassung für längeres  
 schriftliches Diskussion sein, und ich bitte Sie, falls Sie  
 unter diesen Umständen mir zu antworten wünschen,  
 dies zu berücksichtigen.

Mit bestem Guss  
 Ihre ergebene

#### Klages:

„Eine Natur, deren erhebliche Intelligenz und reservierte, teils überlegen kritische Haltung nicht über Uneinheitlichkeiten in der psychischen Konstitution und mancherlei Stimmungskonfliktetäuschen darf. Vermöge nicht etwa nur weiblicher Klugheit, die nach ihrer typischen Ausprägung sogar zurücktritt, sondern mit Hilfe sachlicher Auffassung und geschulter Logik pflegt Schreiberin sich über sich selbst Rechenschaft abzugeben und nimmt sie zum Leben überhaupt den reflektierenden Standpunkt ein. So treffend sie aber auch urteilen mag, wo sie gefühlsmäßig vorwiegend unbetiegt, so ist sie darum doch nicht vor Selbsttäuschungen gesichert, wenn die treibenden Kräfte ihres Innenlebens in Frage stehen. Ihre gewisse dem Stolz verwandte Spröd-

heit, ausgesprochener Selbständigkeitsdrang und zumal auch ein durchaus nicht unberechtigter geistiger Ehrgeiz lassen die Maßstäbe anlegen, denen zu genügen sie nicht zuletzt nur zu oft sich selbst außerstande sieht, verhindern aber gerade den Einblick in den tieferen Grund des empfundenen Ungenügens: in die ein wenig dünne und gleichsam etwas anämische Vitalität, für die der Zug zum Abstrakten und Objektiven Gefahren birgt. Wieweit Schreiberin sich mit wissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen tatsächlich beschäftigt, bleibe dahingestellt. Unfraglich besitzt sie in der Schärfe und Klarheit ihres Urteils, in der bemerkenswerten Eigenart ihres Erfassens Vorbedingungen nicht nur zu bloß empfangender, sondern zu vermutlich sogar produktiver Beteiligung daran, ebenso gewiß aber auch wird sie niemals darin aufgehen, niemals diejenige ‚Liebe zur Sache‘ zeitigen können, die sie in dergleichen eine mehr als akzidentielle Befriedigung finden ließe. Der zwar nicht zu verkennende männliche Einschlag erscheint mehr als Ersatz für einen Mangel an instinktiver Ursprünglichkeit, denn als in sich selbst ruhende Grundrichtung ihres Wesens, und findet keine Stütze in der doch vorwaltend weiblichen Beschaffenheit ihres Gemütes. — Zwar hat sie weder Leidenschaftlichkeit noch Herzenswärme, wohl aber Empfänglichkeit und im Grunde viel mehr Anlehnungsbedürfnis und, wenn auch verhehlte, Beeinflußbarkeit, als ihre kritische, verschlossene, ja zum Mißtrauen neigende Einstellung erwarten läßt. Sie ist weder so gleichgültig gegen die Meinungen ihrer Mitmenschen, wie sie bei ihrer ängstlich gewahrten Selbstbestimmung sich glauben machen möchte, noch auch so unbedürftig des seelischen Kontaktes mit ihnen, wie vielleicht jene meinen, die sie nicht näher kennen und das feinere Mitschwingen und verstehende Widerspiegeln über den mehr selbstischen Zügen zu übersehen geneigt sind. Sie mag daher trotz guter Formen im Auftreten leicht für kälter und unliebenswürdiger gelten, als sie wirklich ist, was wiederum nicht verfehlt, auf ihren Eigenwillen und ihre Reizbarkeit verstärkend zurückzuwirken, um so mehr als sie dazu neigt, sich möglichst jede Illusion zu verbieten, nach der sie doch eigentlich Hunger leidet.

Man wird von einem so beschaffenen Charakter kein freies Ausschierausgehen und keinen Frohmut der Lebensgrundstimmung erwarten dürfen; aber auch der gewiß nicht unbeträchtliche Wille zeigt bei aller Entschiedenheit im einzelnen und einer Selbstdisziplin, welche Zwanglosigkeit des Betragens ermöglicht, hier und da ein Erlahmen, gewissermaßen ein nervöses Aussetzen. Es ist, als wäre einem potentiell sogar begeisterungswilligen Wirkungsdrange irgendwo die blutzuführende Ader unterbunden, so daß die mancherlei fraulichen Anlagen nicht zu rechter Entfaltung kamen und trotz intellektueller Hochspannung ein Gefühl tieferer Fruchtlosigkeit nur schwer vermieden wird. — Mit der Möglich-

keit der Nachwirkung tatsächlich stattgehabter Enttäuschungen darf immerhin gerechnet werden.“ —

Das Motiv, den Fall Banting so ausführlich darzustellen, lag nicht im Bewußtsein einer besonderen Originalität der Symptome oder des Verlaufes. Ohne die Selbstbiographie hätte die Krankengeschichte vor zahlreichen anderen, in den Archiven beruhenden Journalen nur den Vorzug einer lückenlosen dreijährigen Beobachtung gehabt. Aber diese Selbstbeschreibung schien es wert zu sein, in die Literatur als Forschungsmaterial aufgenommen zu werden. Die Kasuistik der Zeitschriften ist noch arm an schizophrenen Lebensläufen. Diese Tatsache empfahl die Veröffentlichung des analysierten Materiales. Ich selbst lege in diesem Zusammenhang auf die Diagnose keinen Wert, wengleich ich an der Annahme einer schizophrenen Verblödung festhalte. Aber ich bin mir der Möglichkeit bewußt, daß ein anderer Beurteiler die Krankheit als eine atypische manisch-depressive Psychose ansehen könnte, die unter dem Bilde einer traumhaften Verworrenheit mit cyclothymischen Nachschwankungen verlief. Mein Interesse erstreckt sich hier vor allem auf deskriptive Gesichtspunkte, d. h. einmal auf die direkten Erlebnisse (abnormen Empfindungen, Gefühle, primären Wahnerlebnisse usw.) der Kranken, sodann auf die verstandesmäßige Bearbeitung der Psychose durch die Kranke, nämlich die Art und Weise, wie ihre Persönlichkeit mit ihrer Psychose fertig wurde, sich mit ihr auseinandersetzte. Endlich will ich vorsichtig einen Versuch wagen, zu erforschen, welche Momente die speziellen Inhalte der Psychose bestimmten.

Wie in der Charakterskizze schon soeben erwähnt wurde, schrieb die Kranke gern ihre Erlebnisse nieder, hatte ihre Freude am Formulieren<sup>1)</sup>. Doch konnte selbst eine sehr sorgsame Kritik niemals ein Ausschmücken, ein phantastisches Ergänzen ihrer Erlebnisse feststellen. Denn auch als ich das Mädchen zweimal ausführlich nach verschiedenen Punkten ihres Lebenslaufes, der mir vorlag, ausfragte, während sie selbst das Manuskript nicht einsehen konnte, ging sie mit großer Exaktheit ihrer Darstellung in genau der gleichen Weise mündlich auf die Erlebnisse ein, wie sie es 2—3 Wochen zuvor schriftlich niedergelegt hatte. Auch machte das Manuskript durchaus den Eindruck einer unmittelbar, aber doch sorgsam und besonnen niedergeschriebenen Schrift. Nirgends fanden sich Zeichen einer feuilletonistischen „Verbesserung“ oder künstlerischen Stilisierung.

Man hat die Verwertung von Selbstbiographien für die Zwecke psychopathologischer Forschung bisher zu wenig beachtet, hat sie

<sup>1)</sup> Z. B. am Schluß des I. Teiles: „Ich werde schnell noch einmal versteckt wohin, werden wir gleich hören.“ (I 231.)

vielmehr nur bei ganz bestimmten Problemen — etwa dem der Persönlichkeitsspaltung — herangezogen<sup>1)</sup>. Ich stimme durchaus der Tendenz der K6lpe sehen Ausföhrungen zu<sup>2)</sup>, da6 man bei der Benutzung von Selbstberichten mit gro6er Besonnenheit und unerm6dlicher Kritik arbeiten m6sse. Gerade die hier mitgeteilten Aufzeichnungen der Lenore Banting halten jedoch diese Kritik aus. Wenn K6lpe meint, da6 „auch bei dem objektivsten Kranken die Geschichte seiner Krankheit durch pers6nliche Interessen bestimmt zu werden pflegt“, da6 er seine eigene Terminologie habe, da6 seine Auswahl aus seinen Erlebnissen vielleicht zuf6llig sei, und da6 er mehr seine Auffassung von seinen Erlebnissen, als diese selbst wiedergebe, so ist dem entgegenzuhalten, da6 man sich selbstverst6ndlich einer tendenzfreien Wiedergabe der Geschehnisse von vornherein wird sorgf6ltig versichern m6ssen, ehe man 6berhaupt an die Verwertung des Berichtes herantritt. Da6 jedoch der Kranke seine eigene Terminologie hat, ist ja gerade sehr erfreulich, denn nur so ist er selbst gewi6, seine Erlebnisse subjektiv treffend wiederzugeben; weit besser treffend, als wenn er des Beobachters Ausdr6cke, denen er vielleicht eine ganz andere Bedeutung beimist, unterlegt. Da6 der Kranke bei der Auswahl seiner Erlebnisse vielleicht manches 6bersieht, ist sehr wohl anzunehmen, doch nicht allzu wichtig; — da6 er aber seine Auffassung der Erlebnisse wiedergibt, dies wird ja von ihm durch den Beobachter gerade verlangt. Man mu6 bei dieser „Auffassung“ nat6rlich die Erkl6rungsversuche von der Beschreibung strengstens scheidern. W6hrend man seine Erkl6rung, d. h. seine Behauptung bestimmter kausaler und sinnvoller Zusammenh6nge, nicht unbesehen hinnehmen wird<sup>3)</sup>, ist der Forscher der reinen Beschreibung des Kranken kritiklos ausgeliefert, sofern er eben jede Tendenz, jede Stilisierung, jede Pseudologie des Kranken ausschlie6en zu k6nnen glaubt. Entweder man glaubt dieser Beschreibung rein subjektiver Ph6nomene oder man lehnt sie als unglaubw6rdig ab: eine sachliche Kritik indessen an der reinen Deskription ist unm6glich.

Man wird der folgenden Analyse des Falles Banting den Vorwurf machen k6nnen, da6 sie die Krankengeschichte und den Lebenslauf der Kranken nur noch einmal wiederhole. Dies ist richtig. Doch handelt es sich bei anderen F6llen der Literatur nur um eine nochmalige Zusammenfassung, einen 6berblick oder 6hnliches; — hier wird der Versuch gemacht, in die Mannigfaltigkeit der einzelnen Symptome und

<sup>1)</sup> Jaspers hat neuerdings (Allgemeine Psychopathologie, Berlin 1913. S.21 u. 24) wieder nachdr6cklich auf den Wert der Selbstschilderungen hingewiesen.

<sup>2)</sup> O. K6lpe, Psychologie und Medizin, Zeitschr. f. Pathopsychol. 1, 1912.

<sup>3)</sup> An der Behauptung sinnvoller Zusammenh6nge kann freilich, wie oben ausgef6hrt wurde, nicht gezweifelt werden, sie sind dem Erlebenden evident (doch siehe auch oben die Einschr6nkungen).

Inhalte eine bestimmte Ordnung zu bringen. Ein Vergleich aus einem anderen Wissensgebiete möge dies erläutern: Der Archäologe erschöpft seine Aufgabe nicht, indem er das neu gefundene Werk nur abbildet (Bild = Lebenslauf), sondern er muß nun erst seine systematische Beschreibung, seine Stilkritik usw. anfügen. Im Lebenslauf bildet gleichsam das Leben selbst ab, — in der Analyse, der jede Lebendigkeit, Plastik usw. fehlen soll, ordnet die unkünstlerische Besonnenheit des Wissenschaftlers alles in die Fächer eines Schematismus.

Bei der Kritik eines solchen Versuches begibt es sich leicht, daß ein Kritiker die Frage aufwirft, ob denn die hier angewandte Ordnung nun die Ordnung sei, d. h. ob die einzelnen Symptome auch „richtig“ geordnet seien, ob man nicht dies und jenes Symptom jenem Fache anstatt diesem zuweisen „müsse“. Ein solcher Kritiker übersieht, daß es eine Ordnung, die absolute Anerkennung fordert, nicht geben kann, daß vielmehr jeder Schematismus jedem neuen weichen muß, der für die Erkenntnis oder die Praxis größeren Gewinn verspricht<sup>1)</sup>.

### Analyse.

Was die reine Deskription der Schreiberin anlangt, so beschreibt sie einmal *abnorme Empfindungen*<sup>2)</sup>. Dies sind einfache Schmerzempfindungen: Kopfschmerz (I 109), dann unangenehme Körperempfindungen:

Nervenzucken in den Händen (I 108, 125), es überläuft sie ein schmerzhaftes Gefühl des Verbrennens, Zusammenziehens, Erstarrens, Lähmens (I 172); auch die gespaltene oder durchbrochene Speiseröhre gehört wohl hierher und das „Verdauen vorne herum, durch das Rückgrat, durch Schulterblatt und Arme“ (Brief vom 4. 10. 1910); ein beklemmendes Gefühl um den Hals (II 143), ein Erstickten (II 262).

Bald versucht sie diese Empfindungen direkt zu beschreiben, bald greift sie zu Bildern und Vergleichen, um sich recht gut verständlich zu machen, bleibt sich dabei aber des Bildmäßigen bewußt.

Es ist, als würde der Kopf vom Rumpf getrennt, als fielen die Augen aus, als würde die Zunge abgeschnitten (II 261), als würde sie von verwesenden Tieren oder Leichen immerfort umspannen oder bekrabbelt (II 287).

Aber es finden sich vereinzelt auch wohlthuende Sensationen: sie fühlt frohe, gesunde Augen (I 143); ein herrliches Gefühl engelhafter Leichtigkeit des Körpers (II 534).

Bei manchen Äußerungen wird es schwierig, zu entscheiden, inwieweit primäre Empfindungen vorliegen, oder ob Gedankengänge

<sup>1)</sup> Auf die interessanten Ausführungen von A. Kronfeld, Monatschrift für Psychiatrie und Neurol. **35**, 275, 1914 zurückzukommen, wird sich noch anderweit Gelegenheit ergeben.

<sup>2)</sup> Sie selbst unterscheidet naturgemäß nicht begrifflich zwischen Empfindung und Gefühl.

erst die Empfindungen hervorrufen oder sie formen. Z. B. föhlt sie kein Bedürfnis mehr zu essen (II 190), oder den Reiz, alles zu vertilgen (II 557).

An ihrer Umgebung fällt ihr alles mögliche auf:

Sie bemerkt seltsame Züge an den Menschen: ein nervöses sichtbares Zucken (I 111); ihr Gesicht schreckhaft schlecht (I 167); eine ekelhafte Verbrecherphysiognomie (I 225); starre gläserne böse Augen (II 72); Gelbwerden der Gesichter (II 75 u. 303); die Gesichtshaut ist mit zu vielen Haaren bedeckt und auf dem Teint liegt eine weiße Schicht (II 576); die Männer gleichen Affen oder Eseln (II 171), die Frauen Hunden und Katzen (II 256); die Menschen leben gestorben (II 574); die Anwesenden erscheinen plötzlich sehr schön (II 38) oder dumm und langweilig (II 173).

Die Gegenstände zeigen auffallende Eigenschaften:

Das Essen bewegt sich vor ihren Augen (II 193); gewisse Farben gewinnen „aufdringliche Leuchtkraft mit schmerzhafter Ausstrahlung“ (II 241); die Ausstrahlung des Spiegels überläuft sie ätzend (II 249). Kleider föhlen sich so unangenehm an (II 99); mit der Beröhrung des Bettwäsche verbindet sich der Eindruck, als lägen lauter Tiere mit im Bett (II 284). An der Tastempfindung merkt sie, daß die Bleistifte vergiftet sind (II 246), beim Anfassen von Wolle, Papier durchzieht es alle Gliedmaßen verbrennend (II 247).

An manchen Stellen erzählt sie, wie sich die unbestimmten Empfindungen, d. h. Sinneseindröcke, bestimmter gestalten, wie diese sich auf Dinge außerhalb ihrer beziehen, wie sie sich zu Einheiten zusammensordnen und wie diese Complexe ihr als Sinnestäuschungen gegenüberstehen.

Einige sind relativ einfach: ein Pfiff, ein Flug durchs Zimmer, der dumpe Fall eines Körpers (I 188) und ähnlich an anderer Stelle (I 199): Klappern, Stöhnen, Seufzen, Rütteln, Klopfen, Rauschen, Röcheln (I 202), „es“ schleppt sich, „es“ kehrt um; das Zimmer erhellt sich (I 204).

Es ist das typische Weltuntergangserlebnis:

Zahllose fahrende Wagen<sup>1)</sup>, anströmende Menschen, elektrische Bahnen, ankommende Schiffe, pfeifende Eisenbahnen, tot umfallende Pferde, Steine klopfen (I 217 ff.), Jubelgeschrei des Pöbels (I 228), Messer schleifen (II 11), wildes Aufbegehren der Menschen (II 56),

alles mit dem Grundton des aufregend Unbegreiflichen, Ungeheuerlichen, nie Erlebten. Viele von diesen Inhalten knüpfen natürlich an wirkliche Eindröcke an:

Im Spiegel des Fensters nagen zwei schwarze Katzen an ihrem Hals (II 144), einer Dame auf der Straße fällt ein Kind oder „fleischfarbene Wunder“ aus dem

<sup>1)</sup> Ähnlich wie hier (I 205) bei den vorfahrenden Wagen jedesmal die Pferde tot umfallen, so habe ich schon wiederholt von Kranken, die solche Weltuntergangserlebnisse (die ja sehr häufig sind) schildern, ein besonderes Moment, gleichsam einen Rhythmus im Erlebnis betont gefunden: jedesmal in dem Augenblick, wenn ein Wagen an unserem Haus vorüber fuhr, gab es einen Hopser; — immer vor unserem Haus wurde der Wagenschlag zugeschlagen — und ähnliches. — Siehe auch später (II 206): jedem klappernden Geschirrwagen zerbricht die Ware vor ihrem Fenster.

Rock (II 222), die Haut der Menschen spritzt ganz feine schwarze oder gelbe Strahlen aus (II 474); aus der aufgeschaukelten Erde tauchen Köpfe und Gliedmaßen auf (II 540); im Geräusche des Kusses versteht sie „pfui Teufel“ (II 323).

Die wirklich gesprochenen Worte der Anwesenden erhalten einen gänzlich anderen Sinn; vor allem Vorwürfe werden ihnen entnommen (II 342); eine ganze Geschichte über sich selbst hört die Kranke aus einem Gespräche heraus (II 346). Auch Aufforderungen sind den wirklich erlebten Äußerungen ebenso zu entnehmen, wie den echten Sinnestäuschungen.

Das Hundegebell enthält Worte: Jetzt merkt sie's bald; — Hilf dir, ich geh kaput; — Ich zerreiße.“ (II 200, 367). Die Vögel unterhalten sich über die Kranke: „Dein Doktor liebt dich; — er hilft dir zur linken Hand; — willst du mit, flieg ab; — Kikeriki; — Lenore, das jüngste Gericht“; usw. Die Lokomotiven pfeifen: „weh dir Lorekind, wer gehorch dir noch“ usw. (II 377). Die Räder rollen: „jetzt ruft er dich“ usw. (II 381), die Fliegen summen: „Die ganze Hölle wird wach“ usw. (II 387), Türschließen, Fußtritte und andere Geräusche reden in vokalreichen Worten und rhythmischem Klang (II 375). Der Magen brummt: „ich geh kaput“ (II 569).

Schließlich finden sich Eindrücke, die den echten Halluzinationen schon sehr nahestehen oder solche sind<sup>1</sup>).

Sie sieht die fürchterlichsten Menschengerippe und Tierserscheinungen (II 263), die Großmutter besucht sie tags einmal im Badezimmer und schaut sie mit angstverzerrten Zügen an (II 463); Dr. Franz kommt nächtlicherweile durchsichtig, entstellt, aber unverkennbar durch die geschlossene Türe, nähert sich und verschwindet (II 466); in der Luft springen kleine, weiße, durchsichtige Fetzen (II 471) wie kalte Lichter; merkwürdige Strahlen und Schichten durchziehen die Luft (II 475); wilde Tiere lungern an der Wand und bewachen sie funkelnden Auges (II 481); enthauptete Männer wandern durch die Gänge (II 482); Ermordete liegen auf dem Parkett (II 483) und verschwinden beim Betrachten. So fängt sie einmal einen großen daherrrollenden Kopf aus Mitleid mit den Augen weg (II 486). An der Schläfe der Oberin haftet die Nase von Dr. Franz, ganze Gliedmaßen umschwirren den Dr. Heinrich (II 493). Zerbrochene Engel, beflügelte Tiere (II 504); leuchtende Gerippe, die in die Luft greifen; Könige (II 509); ein Vorort Heidelbergs in schneeweißer, nächtlicher Beleuchtung (II 530). — Sie spürt, wie sich unter ihr Tiere oder zuckende Leichen bewegen (II 274).

Über die Stimmen handelt Lenore Banting ausführlicher<sup>2</sup>).

Die Inhalte entsprechen meist der gerade vorhandenen Gefühlslage:

„Der Menschenmord hat schrecklich zugenommen“ (II 309), „die ganze Hölle wird wach“ (II 325); Habt Acht, Rache naht (II 436); dein Mörder kommt (II 544). Auch knüpfen die Inhalte zuweilen an die wirkliche Umgebung an:

<sup>1</sup> Ich bin der Meinung, daß die von Jaspers (Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 6, 460) hervorgehobene Unterscheidung von Halluzinationen und Pseudohalluzinationen zwar prinzipiell durchaus richtig ist, daß sich aber fast in jedem einzelnen hierhergehörigen Erlebnis aller Kranken halluzinatorische und pseudohalluzinatorische Elemente praktisch untrennbar vereinen.

<sup>2</sup> Ihre Aufmerksamkeit war natürlich durch mancherlei Fragen während der akuten Phase daraufhin gelenkt worden.

(beim Holzfeuer) „Dein Gott ist im Feuer“; (beim blutenden Finger:) „dies ist Christi Blut“ (I 118).

Aber die Stimmen wollen auch helfen und sie ablenken (II 431):

Fall doch nicht wieder rein (II 428). — Jetzt freu dich, mach die Augen zu (II 433),

oder sie sagen indifferente Dinge:

Der schwarze Kaffee kocht ja schon (II 429); du willst doch gerade bleiben (II 443); der Kaiser liebt die Nacktkultur (II 518); der König will zur Königin (II 509); der Verrückte rettet sich, der Bessere hilft retten (II 585).

Auch enthalten die Stimmen Aufforderungen:

„Fall ab Lenore (II 352), flieg ab (II 442); flieg weiter, Kind (II 434); bekenne dich schöner (II 454) usw. Sie lehren sie „gewaltig gehorchen und beten“ (I 120).

Die Stimmen kommen aus unmittelbarer Nähe (II 427), sie haben einen seufzenden, mitleidigen Ton (II 429); sie weinen, flehen und trösten (II 437), wehklagen, seufzen und stöhnen (II 451). Die Stimme ist am lautesten, wenn Lenore allein ist (I 120). Zuweilen ist es eine tiefe, erschreckend ernste, eindringliche, mahnende Stimme (II 445), die zwar Gottes Stimme ist, die im Klang aber Onkel Edgar oder Dr. Heinrich angehört (II 448). Zuweilen sind es deutlich die Stimmen der Angehörigen (II 450) oder Kinderstimmen, die ergreifend flehen (II 228).

Was die Form der Stimmen anlangt, so unterscheidet sie: Stimmen in sich (I 67) und Stimmen von außen (II 198). Es ließ sich nicht feststellen, daß die inneren Stimmen wesentlich (prinzipiell) andere Inhalte ausgesprochen hätten, als die äußeren.

Daraus, daß ihr die letzteren Stimmen oft aus weiter Ferne zu kommen scheinen, schließt sie, sie selbst höre auf große Entfernung (II 201). Aber auch alle Menschen auf der Straße, die sie sieht, sprechen von ihr und schelten über sie (II 203). Jedoch das reine Stimmenhören „klingt ganz anders“ (II 204), es sind dies die Geisterstimmen (II 338). Sowohl die Worte, die sie aus Geräuschen oder den tatsächlichen unverständenen Stimmen Anwesender entnimmt, als auch die reinen Stimmeninhalte stehen bald mit ihren Gedankengängen in Verbindung, bald stellen sie eigenartige, für sie selbst nicht weiter verarbeitbare Fremdkörper in ihren sonstigen Gedanken dar. Wenn der geistig Gesunde einer erregten Gruppenszene beiwohnt, und es tritt ein Fremder plötzlich zu der Gruppe, sprachliche Laute ausrufend, so ist der Gesunde natürlich geneigt, diese nicht recht verstandenen Laute so zu formieren, ihnen solche Bedeutung unterzulegen, daß ein Zusammenhang mit der ganzen Szene, eine innere Beziehung zu dem Erlebnis herausspringt<sup>1)</sup>. Wenn der Gesunde von einem Fremden ans Telephon gerufen wird und

<sup>1)</sup> Hierauf beruhen ja so häufig Wahrnehmungsverfälschungen (Psychologie der Aussage).

die ersten Worte eines schlecht verständlichen Anrufs fallen, so hat der Angerufene noch keine Möglichkeit einer „sinnvollen“ Formung. Deutung, Ergänzung (da er noch nicht weiß, worum es sich handelt), sondern er ist ganz auf die Laute selbst angewiesen und sucht „unvoreingenommen“ einen Sinn. Beide Fälle liegen bei Lenore B., wie wohl bei jedem Halluzinanten, häufig vor. — Von den „Erscheinungen“ sind manche durchsichtig (II 465), die halluzinierten Objekte treten in Beziehung zur realen Welt:

So springen die kleinen weißen Fetzen aus den Augen der Umstehenden (II 472), Dr. Franz nähert sich im Raume deutlich dem Bett (II 466), die Tiere kriechen unter das Sofa (II 480) usw. (sehr zahlreich).

Schließlich schildert Lenore Banting abnorme Gefühle<sup>1)</sup>.

Hierher gehört wohl das eigentümliche, auch dem Gesunden gelegentlich bekannte Erlebnis, „als ginge ein merkwürdiges, neues Verstehen für alle Dinge in mir auf.“ (I 71). Sie fühlt sich ergriffen von einem gewaltigen inneren Erleben (I 73), hat das Gefühl der inneren Bekehrung (I 142, 138) und Wandlung; eine nie gekannte seelische Qual. Sie erwacht eines Morgens „im seligsten Gefühl, auferstanden oder neugeboren zu sein“, in weltentrückter, seliger Verzückerung, in einem überströmenden Gefühl der Befreiung von allem Irdischen<sup>2)</sup>, des befreiten und verreisten Geistes (II 28ff., 188). — Auch ekelhafte Gefühle (die Kranke nennt sie Empfindungen), für die sich keine Worte finden lassen, die aber offenbar dem Schamgefühl verwandt sind, kommen vor (II 631), und Gefühle großer Unruhe, Unstetigkeit, Nervosität sind nicht selten (Brief VI).

Heftige Abneigungen gegen manche Personen stellen sich anscheinend unmotiviert ein (I 211 und II 68, 116, 146), lebhaftes Sympathien tauchen ebenso unmotiviert auf<sup>3)</sup> (II 41). Die Erinnerungsinhalte entbehren zuweilen jeder Gefühlsbetonung, sind flach, freud-, leid- und bedeutungslos (II 138); die einfachen Erlebnisse des Tages werden gelegentlich abnorm gefühlsbetont<sup>4)</sup>: die blühende Natur wird plötzlich paradiesisch schön (II 179ff.).

Diejenigen Gefühle, die nur quantitativ abnorm sind, seien als relativ uninteressant hier übergangen.

In diesem Zusammenhange sei aber noch jenes Erlebnisses gedacht, bei dem es sich nicht oder noch nicht endgültig entscheiden läßt, inwieweit es ein Phänomen sui generis ist, inwieweit es zu den Gefühlen (als Ichqualitäten) gehört, sich sonst unterbringen läßt oder als ein Komplex von Gefühlen mit mannigfachen Empfindungen, besonders Organempfindungen, erklärt werden kann. Ich meine die Störungen

<sup>1)</sup> Gefühle hier immer als Ichqualitäten verstanden: „Ich fühle mich“ gespannt, erregt, traurig, heiter usw.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu Willy Mayer. Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle. Zeitschr. f. Pathopsychologie 2, 588. 1914.

<sup>3)</sup> Also eine Störung des A : B-Verhältnisses im Sinne der Einleitung.

<sup>4)</sup> Fall I b der Einleitung S. 161.

des Ichbewußtseins, des „unmittelbar erlebten Ichs“<sup>1)</sup>. Wenn Gefühle Qualitäten des Ichgefühls sind, so können diese Qualitäten in sehr verschiedener Weise abnorm sein. Einmal quantitativ: ihre Intensitäten können abnorm sein. Sodann qualitativ: ich höre dann von jemandem, daß er sich so fühle, wie er sich noch nie in seinem Leben gefühlt habe, etwa wie eine Kranke z. B. es einmal nannte: „sirisch und verzweiflungsvoll“. Es kann aber endlich das Gefühl bekannt und auch quantitativ gehörig sein, doch ist dies Gefühl nicht mein Gefühl: es ist zweifellos Trauer, aber es ist nicht meine Trauer<sup>2)</sup>. Und dieses Phänomen: „es ist nicht mein“, erstreckt sich nicht nur auf Gefühle, sondern ebenso auf Willensregungen („es ist gar nicht mein Wille“) und Denkvorgänge (ich denke nicht, „es“ denkt in mir). Was also hierbei gestört ist, ist nicht die Qualität eines Gefühls oder Gedankens, sondern offenbar die Beziehung des Gefühls oder Gedankens zu dem Ichbewußtsein<sup>3)</sup>, oder dieses Ichbewußtsein selbst. Letzteres ist deshalb weniger wahrscheinlich als ersteres, weil nicht selten nur einzelne Gefühle, einzelne Gedankengebiete vom Ichbewußtsein „abgespalten“ sind, während dieses selbst mit den übrigen seelischen Funktionen noch normal verknüpft ist.

Am häufigsten handelt es sich um das dem Normalen aus eigener Erfahrung nicht bekannte Erlebnis: ich denke, aber ich denke nicht freiwillig, „es“ denkt in mir, oder das Denken wird mir „gemacht“. Man kann dies wohl, ohne Widerspruch erwarten zu müssen, so ausdrücken, daß in diesem Falle das Bewußtsein der Souveränität über mich selbst, das „Gefühl der Herrschaft oder Macht über die Bewußtseinsinhalte“, wie Lipps es einmal nennt, fehlt; die „Machtsphäre des Ich“ ist alteriert. Hiermit ist keineswegs jenes Erlebnis gemeint, das jeder Mensch kennt, wenn er eine Melodie „nicht los wird“, wenn sich ihm ein Gedanke an ein unangenehmes Geschehnis immer wieder „aufdrängt“, wenn er einem Willensantrieb schwer „widerstehen“ kann (Zwangsvorstellung und Zwangshandlung). Hat man sich häufig mit Kranken über das „Gedankenmachen“ unterhalten, so sieht man bald ein, daß dies ein ganz besonderes Phänomen ist, mit den eben genannten kaum vergleichbar. Aber es handelt sich hierbei auch nicht etwa darum, daß jemand auf befehlende Stimmen hört und ihnen gehorcht (I 150), denn dann läßt er sich durch diese Stimmen ebenso

<sup>1)</sup> Im Sinne von Lipps. Auch die folgenden Gedanken im nahen Anschluß an T. Lipps, vor allem sein „Das Selbstbewußtsein; Empfindung und Gefühl“. Wiesbaden 1901.

<sup>2)</sup> Man beachte, daß dies keineswegs theoretische Konstruktionen, sondern Erfahrungen, Tatsachen sind, die nicht bezweifelt werden können. Bezweifelt bzw. diskutiert kann nur die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Tatsachen werden.

<sup>3)</sup> Also eine Störung des A : B-Verhältnisses im Sinne der Einleitung.

leiten, wie man sich durch wirkliche Befehle leiten läßt. Das Bewußtsein zu müssen, nicht anders zu können usw., ist hiermit noch nicht grundsätzlich verknüpft. Wenn Lenore Banting aber hinzufügt „selbst denken brauchte ich nicht mehr“ (I 102), so nähert sich jetzt das Erlebnis schon sehr jenem Phänomen, das im Sinne des Passivseins, nicht Beteiligten hier einmal versuchsweise als „Ichstörung“ (im weiteren Sinne, also der weitere Begriff) bezeichnet werden soll, während das Phänomen, daß man mir gegen meinen Willen etwas „macht“, „Ichlähmung“ heißen soll (der engere Begriff)<sup>1)</sup>. Inwieweit diese Ichlähmung beim Depersonalisationserlebnis vorkommt, ist ein viel zu allgemeines Problem, als daß es hier in dieser Analyse auseinandergesetzt werden könnte. An dieser Stelle<sup>2)</sup> sollen die allgemeinen Erörterungen ja nur den Grundriß darstellen, innerhalb dessen die speziellen Erfahrungen des Falles Banting eingeordnet werden. —

Die Ausbeute des Bantingschen Lebenslaufes zum Problem der Abnormität des Bewußtseins des unmittelbar erlebten Ichs ist nicht allzu groß.

Zur Ichstörung: Die Gedanken „kommen ungerufen, ich wage nicht zu meinen, sie entstünden aus mir“, ich weiß sie, ohne sie gedacht zu haben, sie fliegen mir zu, sind geschenkt (I 134ff.), strömen auf mich ein (I 106). Und an anderer Stelle nimmt sie den Ausdruck eines der Ärzte befriedigt auf (Brief VIII): „Ich denke nicht mehr, es wird gedacht.“ Schon im ersten Beginne der Erkrankung sagte sie von selbst dem Hausarzt, ihre Gedanken seien nicht „ihre“ Gedanken gewesen. Obwohl manches von dem Folgenden bildlich gemeint sein könnte, gehört vielleicht auch hierher: „sie finde sich nicht mehr, sehne sich nach sich selbst, habe sich selbst verloren (mündlich), habe keine Macht über sich (II 553), sei so wehrlos verändert (Brief VI). —

Zur Ichlähmung: Sie schreit gegen ihren Willen, muß die Welt abrufen (I 178), redet die peinlichsten Dinge gegen ihr „Empfinden“ (II 157), steht unter dem Zwang alberner Gedanken, sie „muß“ laut singen. — Schwerlich aber scheint mir zu den Phänomenen der Ichstörung zu zählen zu sein: ich bin nicht ich, sondern z. B. ein Mann oder Mama (II 614) usw. Hier liegt wohl (wenigstens primär) eine gedankliche Funktion vor, wenschon diese von dem Phänomen des „unmittelbar erlebten Ichs“ insofern praktisch nicht scharf getrennt werden kann, als der Gedanke, ich sei ein anderer, ja möglicherweise rückwirkend

<sup>1)</sup> Ich habe absichtlich nicht Willensstörung und Willenslähmung gewählt, vor allem weil diese Worte schon für andere Phänomene verwendet werden. Auch fand ich in der Literatur das hier gemeinte Erlebnis zwar häufiger erwähnt, doch nirgends mit einem brauchbaren Worte festgelegt.

<sup>2)</sup> Das Problem der Ichstörung wird von mir oder einem anderen Angehörigen des Heidelberger Kreises noch ausführlich an anderem Orte behandelt werden.

(„psychogen“) mein Ich „spalten“ kann. Hierzu gehört vielleicht auch Lenores Verhalten, wenn sie zu sich selbst spricht: „Siehst du Alice, sage ich mir, jetzt bist du doch verrückt geworden“ (II 617).

Nicht hierher gehört wohl auch jenes Bewußtsein, anders zu sein, als man gern sein möchte, so wenn sie gegen Onkel Edgar kalt und unfreundlich erscheint, während sie ihm doch Liebe beweisen möchte. Dies entspringt wohl nur der Unfähigkeit, einen Vorsatz auszuführen, hat aber mit Ichstörung nichts zu tun. Viel eher ist dies wahrscheinlich, wenn die Kranke ihr eigenes Benehmen als „merkwürdig“ erlebt, nicht, indem sie rückschauend es als unzweckmäßig oder unverständlich beurteilt, sondern indem es ihr im Moment des Vollzuges „merkwürdig“ vorkommt. Einmal erstaunt sie über die nie gehörten Laute ihres Weinens (I 139). Sie verwundert sich aber nicht nur über sich selbst, sondern auch über harmlose Begebnisse in ihrer Umgebung. Sie versteht nicht mehr, was um sie herum vorgeht, und so ergibt sich eine große Ratlosigkeit (Niederschrift vom 23. IV.): „ich möchte nicht immer alles so planlos machen. Wenn Sie mir den Teller anbieten, so weiß ich nicht, was ich nehmen soll, und wenn mehrere Leute im Zimmer sind, so weiß ich nicht, wen ich ansehen soll.“ Und geradezu als ein Musterbeispiel der ratlosen Verworrenheit, die so oft Zustandsbilder von Schizophrenie, Melancholie und heilbarer Erschöpfungspsychose wochenlang beherrscht, finden sich am gleichen Tage die klassischen Worte: „ich sehe rote Blumen und ich sehe blaue Blumen, aber ich kann keinen Schluß daraus ziehen.“ — Was sie tut, ist verkehrt, das Richtige findet sie nicht (Brief I), sie weiß, alles muß etwas bedeuten, und weiß doch nicht was (ebenda). Die Situation wird täglich unbegreiflicher (ebenda).

Hier sei nur andeutend des Problems gedacht, inwieweit dieser Zustand der Ratlosigkeit mit dem Erlebnis der „Entfremdung der Wahrnehmungswelt“ zusammenhängt, und es sei der Vermutung vorsichtig Raum gegeben, daß sowohl Ratlosigkeit und Entfremdung, als das oben erörterte Erlebnis der Ichunfreiheit, der Ichlähmung, als auch das Gefühl der Passivität und Unbeteiligtkeit immer das gleiche Phänomen der Ichstörung ist, nur im ersten Fall auf die sinnliche Außenwelt, im zweiten auf die Willensvorgänge, im dritten auf die Gedankenabläufe gerichtet<sup>1)</sup>.

Der Versuch, die Analyse der psychotischen Inhalte nun von den Empfindungen und Gefühlen abzukehren und den gedanklichen Inhalten zuzuwenden, stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Manche Erlebnisse enthalten Empfindungen (Wahrnehmungen) mit Gefühlen und Gedanken (Vorstellungen) so verwebt, daß eine Zergliederung unmöglich erscheint. Relativ unkompliziert ist es noch, wenn Lenore

<sup>1)</sup> Auch hierüber wird an anderer Stelle ausführlich gehandelt werden.

schildert, sie „fühle“ sich zerrüttet, nervös (I 86), sei traurig, könne aber nicht weinen, habe jubilierende Momente und könne doch nicht lachen (I 96).

Schwieriger ist eine Analyse schon, wenn sie aus nächster Nähe ein gewaltiges Anfassen aus der Luft verspürt (I 126), wenn sie ausruft: es wird so hell und leicht in dem Zimmer hier, oder wenn sie erzählt, sie spüre ihren physischen Körper nicht mehr und halte sich für ein vergeistigtes Wesen (II 98), sie habe ein herrliches Gefühl engelhafter Leichtigkeit (II 534). — Wer will hier entscheiden, ob der Gedanke die Empfindung geschaffen oder das Gefühl herbeigerufen habe, oder ob die Empfindungskomplexe zu gedanklicher Formung gedrängt haben.

Andere gedankliche Inhalte sind weder vorstellungsmäßig noch empfindungsgemäß angeregt, entstehen aber in ihrer kranken Seele nicht abgeleitet, erschlossen (sekundär), sondern primär, unmittelbar (primäres Wahnerlebnis) mit dem Charakter der absoluten Gewißheit (wahnhaftes Bewußtheiten). Einmal handelt es sich um Realitäten: Sie „empfindet“ die Nähe Gottes, als Teil einer Macht, die speziell auf sie einwirkt (I 88 und 123), eine gewaltige Einwirkung von außen (I 125); sie „spürt“ die Anwesenheit von Personen (I 184). Sehr interessant ist ihr Ausruf (in unserer Klinik): „Vater (gemeint ist Gott), ich fühle dich, fast möchte ich sagen, daß ich dich sehe.“

Die alte Frage, ob religiöse und sexuelle Inhalte deshalb in den meisten Psychosen einen so großen Raum einnehmen, weil beide Gebiete so innig mit der ganzen Gefühlssphäre verbunden sind, oder ob andere Gründe hier obwalten, läßt sich natürlich auch bei Lenore B. nicht sicher entscheiden. Es steht fest, daß religiöse Gedanken bei ihr im bisherigen Leben keinen besonderen Raum beanspruchten, sie stand religiösen Fragen und Betätigungen lange Zeit ziemlich indifferent gegenüber (I 47 ff.). Nun aber, da die neuen Erlebnisse der Psychose über sie hereinbrechen, greift der Verstand im Streben nach gedanklicher Formung sogleich zu jenen religiösen Inhalten. Das nie Erlebte muß höherer, muß göttlicher Natur sein; dasjenige was von außen an sie herantritt und ihr Ich lähmt, muß ein überirdisches Wesen, muß Gott oder der Heiland sein. Man findet es ja nicht selten, daß jene eigenartigen neuen Erlebnisse, die der akut Psychotische kennen lernt, nur auf andere Menschen und deren besondere Fähigkeiten der Beeinflussung bezogen werden. Aber vielleicht ist es so, daß immer dann, wenn jene neuen Erlebnisse die Eigenart des über alles Beglückenden, Überwältigenden, unbeschreiblich Herrlichen oder unsagbar Grauenhaften haben, der ordnende Verstand auf den Gott als auf jene Vorstellung zurückgreift, die allein jenem Übermäßigen zu entsprechen

scheint<sup>1)</sup>. So sieht auch Lenore in jenem übermächtigen Einfluß die Macht eines Nichtmenschen und erklärt im allerersten Beginn der Erkrankung: ich folge nicht dem Papa, ich folge einem Höheren, sie spricht von Bekehrung, und nun folgen wirre Geltungs- und Realitätswahnideen, die sich nicht zur Klarheit eines beherrschenden Grundwahnnes durcharbeiten<sup>2)</sup>. Bald ist sie selbst Christus (I 118 und II 25), der moderne Messias (I 215), ihr ist eine ungeheure Aufgabe gestellt (I 80): erziehe die Menschen durch dich selbst (I 99) (später anders I 127); bald behält sie ihre Persönlichkeit, erlebt aber innerlich Gott in erschütternder Gewalt (I 73) und gewinnt unmittelbar neue religiöse Gewißheiten. Ohne verständlichen Zusammenhang tauchen neue Gedanken auf: sie muß viele Leute „abrufen“, und diese fallen tot um (I 179), sie will mit Gott in die Sonne springen. Später hält sie sich für einen Gotteslästerer (II 6) wegen dieses eigenmächtigen Abrufens, meint aber doch noch heilig und unnahbar zu sein (II 13). Von sexuellen Inhalten produziert sie allerlei Wünsche: ich will meinen Nabel für dich öffnen, ich möchte nackt an eines Mannes Brust liegen; sie wünsche bei einem der Ärzte zu schlafen usw. An sich haben diese Wünsche ja mit „Wahn“inhalten nichts zu tun, doch sind sie in meist schwer verständlicher Weise mit sexuellen und hypochondrischen Wahnideen verwoben: Der Darm sei kaputt, sie sei kein Mädchen mehr, sie verweise von innen heraus, habe eine gespaltene oder geplatzte Speiseröhre (II 560). Sie schmiert sich mit Speisen ein, und meint, ihr Gott sage ihr, sie solle nackt sein (s. besonders auch Brief II). In Zeiten des Glückgefühls wähnt sie, wenn sie sich nicht scheue, ihr Hemd angesichts eines Mannes zu zerreißen, kämen im gleichen Augenblick alle Menschen ins Paradies (II 91). Sie wird Himmelsbraut und Königin des Himmels. — Onkel Edgar und einer der Ärzte haben ihre Frauen vergiftet, um sie zu heiraten (II 312).

Neben der wahnhaft unbeeinflussbaren Überzeugung, daß irgend etwas ist oder geschieht, stehen nun primär wahnhaft Inhalte, daß irgend etwas ein Bestimmtes bedeute. Einmal ist hier die allgemeine Einstellung der Kranken wirksam, daß die Personen ihrer Umgebung ihr nur Dinge hinstellen, Handlungen vornehmen, die sich auf sie beziehen, die eine Anspielung enthalten und die nach der Meinung jener Personen auch diese Anspielung offen ausdrücken sollen. Worin nun aber die Anspielung im speziellen besteht, das entnimmt die Kranke keineswegs immer ihrem „System“ bzw. leitet

<sup>1)</sup> Die Erfahrung könnte nachprüfen, ob dies zutrifft oder ein Anlage moment determiniert.

<sup>2)</sup> Natürlich kann man in die Wirrheit dieser Gedanken einen Sinn hineininterpretieren, wie bei der Traumdeutung, doch ist dieser Sinn dann der des Untersuchers, nicht des Kranken.

sie nicht immer sekundär aus ihm ab. Sondern auch da finden sich „primäre“ Überzeugungen oder Vermutungen. „Sollen die braunen Decken Menschen vorstellen?“ (Brief I). Die Blumensträuße sind Totenbuketts, sie spielen auf ihren baldigen Tod an (II 166), das Bett wird zum Totenbett (II 278), der Schlaf in ihm bedeutet Schande (II 286). Warum die Kranke, die nach einer Deutung absichtlich sucht, nun gerade auf den einen Inhalt verfällt und nicht auf einen anderen, ist in den meisten Fällen ja sehr schwer zu sagen. Man erlebt es nicht selten, daß der „Zufall“ eine Rolle spielt, daß im Augenblick, in dem ein Kranker grübelt, sich eine Verknüpfung bildet, die in der Folge beibehalten wird. Z. B. hört ein Kranker ein Geräusch aus dem Garten, im gleichen Augenblick sagt ein anderer Kranker laut durch das Zimmer: es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten was man hat, muß scheiden. Sogleich setzt sich im ersten Kranken nun die unverrückliche Meinung fest, es sei draußen im Garten ein Grab geschaufelt worden, und vielleicht noch nach Jahren nimmt er darauf Bezug: „Damals, als im Garten ein Grab geschaufelt wurde.“ Und ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Bedeutungswahn im eigentlichen Sinne. Oft aber ist es nicht der äußere Zufall, das äußere Geschehen und dessen Perzeption, sondern das innere Geschehen im Kranken, das den primären Bedeutungsinhalt festlegt. Es ist eine „freisteigende“ Vorstellung (bzw. ein Gedanke), die sich ebenfalls gleichsam „zufällig“ mit dem zu deutenden Inhalt verknüpft. Auf weitem Umweg hängt vielleicht das zu Deutende mit der Deutung assoziativ zusammen, und die gleichzeitige Ekphorierung, die den Normalen, sofern er sie überhaupt beachtet, höchstens zu dem Gedanken veranlaßt, „ach da fällt mir jenes dabei ein“, bringt den Wahnkranken zu der Überzeugung, jenes sei „gemeint“. Wenn z. B. dem Normalen auf Grund eines persönlichen Erlebnisses und der gleichen Vokal- und Silbenzahl (motorische Bereitschaft) bei „Spaltheholz“ immer „Hagedorn“ einfällt, so würde der Psychotische überzeugt sein, wenn das Wort Spaltheholz falle, so sei auf Hagedorn „angespielt“ worden, es sei in der Tat eben von vornherein Hagedorn „gemeint“, Spaltheholz „bedeute“ hier Hagedorn. Gerade in diesem Bedeutungserlebnis selbst scheint mir das Krankhafte zu stecken, nicht aber in der Festigkeit oder besonderen Artung der assoziativen speziellen Verknüpfung, die meines Erachtens nur eine untergeordnete Rolle spielt. Ich glaube, daß man diesen assoziativen Verknüpfungen recht weit nachgehen, daß man manchmal — wenn auch selten — auch ohne Zwang ihre Verkettung aufzeigen kann, ohne aber dabei dem spezifisch Krankhaften näher zu kommen. Doch ist hier nicht der Ort auf die Freud - Bleuler - Jungschen Gedankengänge einzugehen.

Auch die eigenen Handlungen der Kranken, z. B. ihr Herumspringen in dem Zimmer, waren nicht nur diese sinnlosen Bewegungen, die sie zu sein schienen, sondern sie hatten Zwecke (II 19), und wie sie einmal später mündlich erklärt, auch Folgen: „nichts war harmlos“. Sie selbst bedeutet bald diese, bald jene Persönlichkeit (II 614), sie ratet immer, wen sie eigentlich darstelle<sup>1)</sup> und verfällt dabei z. B. einmal auf Nietzsche, als sie sich ihres Gestörtseins bewußt wird (II 43).

Es ist interessant, daß ihr manche Gegenstände und Personen nicht nur etwas Bestimmtes bedeuten (wovon sie primär überzeugt ist), sondern, daß sie auch mit solchen Bedeutungen gleichsam spielt<sup>2)</sup>. Die Verkürzung einer sich entfernenden Person ist so auffällig, „gewiß“ ist sie schwindsüchtig (II 78), eine heitere Pflegerin ist „Frau Sonne“ (II 82). Ihr „Fall“, durch den die Welt erlöst werden kann, ist zwar ihr wirkliches Hinfallen, hat aber auch symbolische Bedeutung (II 353)<sup>3)</sup>.

Endlich liegen aber noch primäre Bedeutungswahnideen ganz anderer Art vor. Nicht einzelne Sinneseindrücke, einzelne Wahrnehmungen oder innere Erlebnisse werden so mit der „zufälligen“ Assoziationskonstellation deutungsmäßig vereint, sondern es finden sich gleichsam Generalideen, herrschende Überzeugungen von der Gültigkeit irgendwelcher Bedeutungen. Es ist möglich, daß solche Hauptwahnideen ursprünglich aus solchen „zufälligen“ Bedeutungsverknüpfungen hervorgegangen sind, doch läßt sich das in vielen Fällen sehr schwer erweisen, erscheint in anderen Fällen sogar recht ungläubhaft. Solche Ideen „regieren“ dann meist das System<sup>4)</sup> und bringen aus den Erfahrungen mit der Umwelt die sekundären Wahnideen hervor. Freilich erstreckt sich dieser Hauptwahn häufiger auf ein Vorhandensein, als auf die Bedeutung eines wirklich Vorhandenen. Selbstverständlich steht die Kranke ihren Wahninhalten und sonstigen Erlebnissen nicht nur einfach hinnehmend, registrierend gegenüber, sondern sie verarbeitet sie auf verschiedene Weise. Einmal ziehen ihre Überlegungen naturgemäß aus ihren primären Wahnerlebnissen Konsequenzen. Und diese Folgerungen gehen zu einem Teile aus den krankhaften Gedanken direkt hervor (sekundäre Wahnideen)<sup>5)</sup>. Da sie

1) Nach einer späteren mündlichen Erläuterung.

2) Wie dies Manische so gern tun.

3) Mancher Bearbeiter des vorliegenden Materials würde es wohl als „selbstverständlich“ betrachten, daß dieser „Fall“ vor allem ihren sexuellen „Fall“, d. h. ihre Geschlechtsbefriedigung bedeute, und daß sie nur aus diesem Grunde in ihrem Zimmer immer „gefallen“ sei (Wunscherfüllung). Meiner Meinung nach wäre eine solche Deutung ganz willkürlich.

4) Vergleichbar der konstellierenden Wirkung einer Aufgabe.

5) Ich möchte betonen, daß ich mich Bleuler für vielerlei Anregungen (in seiner *Dementia praecox* oder Gruppe der Schizophrenien, Leipzig-Wien, Deuticke 1911) dankbar verpflichtet fühle.

selbst Christus ist, sollen sich dieser Bedeutung entsprechend sämtliche Ärzte der Welt um sie versammeln (I 163), soll sie gemartert und gekreuzigt werden (I 230). Als Gotteslästerer andererseits erwartet sie den Scharfrichter (II 9) oder Folterungen (II 18). Vielleicht ist es auch nur eine solche Konsequenzidee, wenn sie sich einmal so schlecht und unmenschlich fühlt, daß sie sich für ein Tier erklärt. Aus ihren Wahnideen heraus gibt sie Antworten, die unsinnig erscheinen, aber recht wohl motiviert sind (II 108).

Ihre Stellung als moderner Messias oder als bekehrte demütige Erkennende verlangt folgerichtig<sup>1)</sup>, daß sie sich innerlich in bestimmter Weise verhalte, daß sie an sich selbst bestimmte Forderungen stelle (I 105 und vielfach) und an alle anderen (I 168). — Als Wunderkind (II 103), göttliches und vergeistigtes Wesen, bedarf sie weder der Kleidung mehr<sup>2)</sup>, noch der Nahrung (II 100ff., 190); sie ruft „Haare weg“, weil sie glaubt, ihre Haare müßten ausfallen, weil sie ja goldene Locken bekommen solle (II 186). Die seltsamen Erlebnisse, die sie hat, z. B. die Halluzinationen, erzeugen ihr die Idee, sie sei eine Zauberin und Hexe, da ja natürlich sie an allem schuld sei (II 216). Da sie andere ihre Körperteile verlieren sieht, fürchtet sie selbst auch, Fleishteile zu verlieren (II 488) und sträubt sich deshalb zu gehen.

Ferner aber bemerkt sie das Verhalten der sie umgebenden Personen, und indem sie dieses nun von ihrem wahnhaft „verrückten“ Standpunkte aus betrachtet, sieht sie sich gezwungen, es folgerichtig anders zu beurteilen, als wenn ihre wahnhaft verrückte Verrückung nicht vorhanden wäre. Sie deutet also das Verhalten ihrer Umgebung anders als sonst (diese Deutung an sich ist nicht krankhaft). So meint sie infolge ihres Bekehrungsglücks, alle Leute glaubten ihr unbedingt und tun, was sie sagt (I 146), glauben aber ihren eigenen Worten nicht mehr; sie hat einen unbeschreiblichen Einfluß auf ihre Umgebung (I 148; II 83); sie erkennt an den glücklichen Augen der einen, daß diese schon bekehrt sind (I 107), an dem Ausweichen, dem nervösen Zucken der anderen, daß sie zur Verdammnis bestimmt sind (I 114). Das Gesicht der Pflegerin erscheint schreckhaft schlecht (I 167), ein Mörder mit ekelhafter Verbrecherphysiognomie sitzt mit im Wagen (der Pfleger, I 226); der Vater versteckt sie in einem Auto, um die Schande ihres Kreuzestodes nicht zu erleben (I 222). Als in ihrer Angst Dr. Franz zu ihr kommt, wird er zu ihrem Erlöser und je nachdem nun ihre eigene primäre Messiasüberzeugung überwiegt oder die situationsschaffende Angst, wechselt sie mit diesem Arzte in der Messiasdarstellung ab (II 65ff.).

<sup>1)</sup> Die Beziehungen (im Sinne der Einleitung) sind hierbei also nicht abnorm.

<sup>2)</sup> Das Nacktbleiben hatte aber auch erotische Motive (s. o.), sie selbst sagte bei einer Besprechung in relativ gesunder Zeit einmal spontan: „ich hatte immer zu allem verschiedene Gründe“ (vgl. auch II, 277).

Diēse abnorme Deutung ihrer Umgebung entspringt wohl aber nur zum Teil ihren Wahnideen, zum Teil auch ihrer abnormen Grundstimmung, von der sie vielfach berichtet. Freilich kann noch weniger als bei den abnormen Einzelgefühlen hier von qualitativ abnormen Stimmungen die Rede sein. Denn unsere Sprache ist, wie schon in der Einleitung oben erwähnt wurde, nur für das geschaffen, was wir kennen, dem Erkrankten stehen keine auch der Umwelt verständlichen Worte für seine der Art nach abnormen Stimmungen zur Verfügung. (Im gewöhnlichen Sprachgebrauch abnorm sind Stimmungen nur durch ihre Stärke oder ihre unzureichende Motivierung.) Die aus solchen Stimmungen geborenen wahnhaften Deutungen mögen dann wieder auf die Befestigung der Stimmung zurückwirken. Dem herrlichen Bewußtsein, neugeboren zu sein, schließen sich die Vorstellungen an, sie sei ein Jahr alt und sehr schön. Oder die Sonne? oder der Gottheit liebstes Kind? (II 31 ff.). Oder wird sie in die Sonne, den Wohnort der Auferstandenen fliegen? (II 35). — Je nach der Grundstimmung sind die Anwesenden bald schön und Götter (II 34 ff.) oder Goethe und Schiller (II 38), bald teuflisch, tierisch und Verbrecher (I 224 ff., II 51). Sie teilt sie in Engel und Teufel ein (II 71). Aus ihrer Angst und Todesahnung glaubt sie, die Verwandten brächten vergiftete Bonbons und hätten Dolche (II 141). Bald ist sie im Paradies, bald in der Hölle (II 236).

So ergeben sich schließlich äußerst komplizierte Verhaltensweisen, bei denen es kaum gelingt, eine einleuchtende Analyse durchzuführen. Der Primordialwahn, Grundwahn (Bleuler) mag eine wahnhafte Reaktion auf die Umgebung erzeugen, dieser reaktive sekundäre Wahn wird vielleicht durch neue pathologische Eindrücke, die mehr auf den Sinnesgebieten liegen, unterstützt; — er verstärkt die Grundstimmung und erhält aus ihr Befestigung; — er deutet die ganze Umgebung um und schafft vielleicht völlig wahnhafte Situationen, bei denen sich dann nicht mehr im einzelnen entscheiden läßt:

was ist primär, was sekundär; — was ist folgerichtig überlegt und was stimmungsmäßig gedeutet; — was ist Illusion, was Halluzination, was Vorstellung usw.

Und diese Situationen genauer zu analysieren, gelingt vielleicht nur deshalb nicht, weil der Mechanismus zu kompliziert ist, um in ihn hineinzublicken. Vielleicht bedarf es dabei nicht einmal der Annahme jener Lockerung der gedanklichen Verbände, jener Alteration des psychischen Ablaufes, welche man mit Bleuler als schizophrener Mechanismus zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Solange das normale Denken, das Einfühlen des Forschers ausreicht, um — primäre krankhafte Erlebnisse vorausgesetzt — das Gesamtverhalten rational oder einfühlend zu begreifen, solange ist es ja gleichsam überflüssig, mit den „normalen“ Erklärungsweisen vorzeitig haltzumachen und zur

Annahme des krankhaften Mechanismus, also des uneinfühlbaren und unvernünftigen Zusammenhanges vorzuschreiten. Doch soll hiermit nicht etwa die Möglichkeit des Einsetzens des schizophrenen Ablaufes vom Momente der Erkrankung ab gelehrt werden. Besonders bei der Verwertung eines Selbstberichtes muß man sich bewußt bleiben, daß ja die Kranke im Momente der Störung, z. B. der Erregung, vielleicht schizophren handelt und denkt, daß sie dagegen später zur Zeit der Beruhigung und zur Zeit der Abfassung ihres Berichtes nicht mehr dem schizophrenen Mechanismus unterworfen ist, und daß sie nunmehr, geleitet von dem Bestreben jedes Menschen, seine Handlungen und Aussprüche zu motivieren, rückschauend die psychotischen Erlebnisse in einen sinnvollen Zusammenhang bringt. Dabei ist dieser Zusammenhang vielleicht nur hineininterpretiert, ohne daß er motivmäßig wirksam war, — ganz ähnlich wie ein Untersucher solche Zusammenhänge in einen Kranken hineinlegt, hineindeutet, von dem überhaupt keine Äußerung, kein Selbstbericht zu erhalten ist. Betrachtet man den Bantingschen Lebenslauf unter diesen Erwägungen, so können etwa folgende Stellen als sicherlich schizophren erscheinen: Aus Brief I. Was soll ich mit Händen und Füßen anfangen, wenn meine Nägel immer so weiß sind? und ganz unverständlich: Leb wohl, Liebster, Ihr Bluthund. Ferner fast der ganze Brief II und Brief III.

Die Namen derer, die sie „abrufen“ muß, stehen wohl in keinem intendierten oder sonstwie verständlichen Zusammenhang (I 180), und auch die Inhalte der Sinnestäuschungen erscheinen ihr selbst gelegentlich der sinnvollen Beziehung zu entbehren: „Du verlierst dein liebstes Kind, Kikeriki, Lenore, das jüngste Gericht, hüpf doch fort.“ (II 373). — „Du zerreißt dich tausendmal . . . Bettel brav“ (II 406ff.). — „An der Schläfe von Frau Oberin haftet die Nase von Dr. Franz“ (II 492). — „Der Kaiser liebt die Nacktkultur“ (II 518). — „Der schwarze und der weiße Tod (II 542).

Weit häufiger freilich kam man auf die Idee einer krankhaften Zusammenhangslösung bei der Kranken, wenn man sie selbst beobachtete. Da erschienen zahlreiche Äußerungen und Handlungen als unerwartet, unmotiviert, zerfahren, isoliert, abgesprengt, unzusammenhängend, oder was immer für Ausdrücke man wohl für dieses spezifisch erscheinende, eben schizophrene Verhalten wählen möge. So sei daran erinnert, daß sie — ganz abgesehen von der ersten schweren Erregung beim Ausbruch der Krankheit — einmal in einer Reihenfolge sagte: Liebling blau Christus Vater; ferner: Kann ich nicht Ihren Urin trinken, um gesund zu werden<sup>1)</sup> und zahllose derartige unverständliche Äußerungen in der Art der Briefe II und III.

<sup>1)</sup> Dem Freudianer läge natürlich die Symbolbeziehung (als „selbstverständlich“) nahe.

Ferner gehören Handlungen hierher, die auch sie selbst später nicht zu motivieren vermochte: das Essen der ausgespuckten Nahrung, das An-die-Decke-Werfen des Essens, der Sprung in das Bassin des Springbrunnens, der eigenartige Gang, der Einkauf von nur einem Briefkuvert usw.

Und besonders nach ihrer Herstellung blieben zahlreiche Äußerungen und Handlungen übrig, die einen „ganz hebephrenen“ Eindruck machten. Es schien fast so, als ob die eigentliche schwere Erkrankung den schizophrenen psychischen Ablauf gleichsam überdeckt, verdunkelt hätte, während erst nach dem Ablauf der Erregung dann dieses Phänomen deutlich zum Vorschein kam. So wenn sie mitten im Unterricht aufsteht und zum Fenster hinausruft. — Sie hat keine Zeit zum Selbstmord, weil sie den Haushalt übernommen hat. — Sie erzählt strahlend, sie habe sich eben das Leben genommen. — Um sich umzubringen, schluckt sie Quecksilber, tut dies aber in eine Oblate, um die Zähne nicht zu verderben. — Sie will mit dem Selbstmord warten, bis sie noch 12 Briefbogen fertig gemacht hat. — Sie fängt mitten in der Malstunde laut an zu singen.

Die Zerfahrenheit ihrer Gedankengänge bleibt ihr selbst nicht verborgen. Sie versteht nicht recht den Sinn des zu ihr Gesprochenen, schiebt die Schuld daran zwar gelegentlich den anderen zu und meint, jene stellten „die unvernünftigsten Fragen“ (I 120). Aber an anderer Stelle beurteilt sie das gleiche Moment anders: (Brief I): „Ihre Rede muß sich — ich weiß nicht, durch welchen Einfluß — immer auf unverständliche Antworten beschränken.“

Dies führt zur subjektiven Seite, zum Bewußtsein vom schizophrenen Mechanismus. Es ist hier nicht der Platz, würde vielmehr eine gesonderte Abhandlung erfordern, zu untersuchen, inwieweit sich die „subjektive Hemmung“ von dem „Bewußtsein des schizophrenen Ablaufs“ unterscheidet, und inwieweit beide Phänomene sich subjektiv decken. Nicht, um einen neuen Namen generell einzuführen, sondern nur, um hier mit einem kurzen Ausdruck arbeiten zu können, sei hier der subjektiven Hemmung die subjektive Spaltung gegenübergestellt. Hierzu liefert der Bantingsche Lebenslauf folgenden Beitrag<sup>1)</sup>:

Bei den abnormen Geföhlen wurde schon einiger auch hierher gehöriger Phänomene gedacht: sie föhlt sich so wehrlos verändert, ist immer anders, als sie sein will. Sie merkt, wie langsam sie auffaßt und wie sie sich nicht konzentrieren kann (Brief VI); sie vermag längeren Gedankenreihen nicht mehr zu folgen, hört und hört doch nicht. Bald bleibt sie an einem Gedanken hängen, während der Vortrag weitergeht, bald verfällt sie in zwangartiges Grübeln, indem sie für die vorkom-

<sup>1)</sup> Von den „Ichstörungen“ war ja schon oben bei den abnormen Geföhlen die Rede.

menden Begriffe Definitionen aufstellt, die in diesen Definitionen vorhandenen Begriffe wieder definiert und so fort. — Während alle diese Äußerungen wohl ebenso von einer zirkulären deprimierten Kranken gebraucht werden könnten, erscheinen die folgenden Formulierungen schon anders orientiert: Das Denken sei ganz zerstört (und sehr bezeichnend!): Es entstehen stumme Gedankenkriege (Brief VII). Sie tue immer anderes, als sie denke, sie entscheide sich zwischen zwei Entschlüssen hin und her; sie könne sich nicht äußern; sie stehe unter dem Zwang unsinniger Gedanken, gegen die sie nicht ankönne (Brief VIII); ihre Gedankenleere sei ihr peinlich (Brief V). Sie tut das Gegenteil von dem, was sie tun will oder kommt aus lauter Hin und Her, Ja und Nein, zu gar nichts. Dabei ist sie sich hierüber völlig klar. Sie fühlt sich unglücklich und merkt, daß sie doch nicht weinen kann (I 95). Sie möchte nicht alles so planlos machen (Schrift vom 23. 4.).

Interessant ist nun auch die ganze Art und Weise, wie sich die Kranke mit ihrer Erkrankung auseinandersetzt. Dabei kommt einmal die Beurteilung der Entstehung der Krankheit in Betracht, d. h. die subjektiven Ursachen.

Hierbei bemerkt man naturgemäß das Bestreben jedes nichtärztlich geschulten Menschen, seine Psychose verständlich aus der Vorgeschichte abzuleiten. Wie es so häufig geschieht, verwechselt wohl auch Lenore Banting dabei Ursache und Wirkung. Sie denkt nicht an die Möglichkeit, daß die beklagte Lebenszwecklosigkeit (bzw. das Bewußtsein hiervon) schon den Beginn der Erkrankung darstellen könnte, sondern sie nimmt ohne weiteres an (I 35), daß dieses quälende Bewußtsein eine der wichtigsten Ursachen der Krankheit ist. Sie glaubt, weil sie sich unverstanden fühlte, wurde sie krank<sup>1)</sup>; weil sie religiösen Zweifeln unterlag, erlebte sie die ersten stürmischen Angriffe der Psychose. Was liegt dem rückschauenden Geist näher als der Schluß: weil in der Krankheit religiöse Inhalte eine solche Herrschaft erlangten, müssen religiöse Ursachen für die Krankheit aufzufinden sein<sup>2)</sup>. Eine „tolle“ Erziehung (meint sie also) war die erste Ursache ihrer Erkrankung (S. den Brief vom 16. Juli 1911).

Ferner ist die Stellung zu beachten, die die Kranke nach Ablauf der stürmischen Erscheinungen den Symptomen gegenüber einnahm, d. h. die Frage der Krankheitseinsicht. Ein gewisses „Krankheitsgefühl“ begleitete fast den ganzen Verlauf, freilich beruhte es mehr

<sup>1)</sup> Ganz ähnlich, wie z. B. Windelband glaubt (Präludien, 3. Aufl. 1907, S. 170, 179, 189 u. a. a. O.) Hölderlin sei durch das Bewußtsein des tiefen Gegensatzes zwischen dem unruhigen unbefriedigenden Leben der Gegenwart und dem Ideal der klassisch-hellenischen Bildung und Lebensführung in Geisteskrankheit gesunken.

<sup>2)</sup> Die Freudianer unterliegen oft demselben Irrtum.

auf den unangenehmen Körpersensationen, von denen oben ausführlich die Rede war (I 174). Seltener bezeichnete sie auch ihre Seele als krank (I 103). Daß keineswegs alle ihre ihr neuen Erlebnisse durch die Krankheit bedingt waren, sondern daß Gott wirklich zu ihr gesprochen hat und bei ihr gewesen ist, spricht Lenore Banting einmal klar und deutlich aus (I 129). Aber auch die Worte Irrsinn (II 660), Verrücktheit (Brief III, II 617), Gestörtsein (II 45) finden sich häufig eingestreut. Sie sei eine lebende Leiche (Brief V). Später hält ihre Krankheitseinsicht dauernd an: „niemand weiß, wie krank ich bin“ (Brief VIII). Ihr endlicher Selbstmordentschluß ist wohl nicht so sehr der Überzeugung, an unheilbarer Geisteskrankheit zu leiden, als dem Bewußtsein der Unfähigkeit entspringen, mit dem Leben fertig zu werden.

---

Die vorliegende Studie zerfällt in drei Teile: 1. Die allgemeine Einleitung über verständliche Zusammenhänge; 2. den Lebenslauf mit der Krankengeschichte; 3. die Analyse des Lebenslaufes. Ich kann mir wohl denken, daß die Zusammengehörigkeit dieser drei Teile dem Leser wenig einleuchten mag. Und in der Tat wurde in der allgemeinen Erörterung des Eingangs manches besprochen, was sich am speziellen Lebenslauf nicht mit Beispielen veranschaulichen ließ, und andererseits fanden sich in der Analyse Gesichtspunkte, die in der Einleitung nicht genügend allgemein umgrenzt werden konnten. So bin ich mir wohl bewußt, daß das Ganze nur ein Fragment ist, eine Studie, eine Vorarbeit. Zu der Hauptarbeit reicht das Material eines einzelnen Forschers nicht aus; das Ideal wäre gewesen: die Gedankengänge der Einleitung breit auszubauen und sie an der Hand nicht von einer Lebensbeschreibung, sondern vielleicht von 50 Autobiographien gebildeter Schizophrener mit Beispielen zu belegen.